Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

712ter bis 714ter Band.

Enthält:

Martin der Findling.

Zehntes bis zwölftes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

G. n. 3180

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sämmtliche Werke

von

Eugene Sue.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Martin der Findling

oder

Denkwürdigkeiten eines Kammerdieners,

von

Eugene Sue.

Nach dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zehntes bis zwölftes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Siebentes Kapitel.

Der Feldhüter.

Bei der drohenden, wiederholten Aufforderung: „Folgt mir zum Herrn Maire,“ blieben wir, Basquine, Bamboche und ich, unbeweglich vor Erstaunen und Schrecken.

Der Mann, der unsern Schrecken verursachte, war noch jung, hochgewachsen, hatte ein schwärzliches Gesicht und ein kräftiges, entschlossenes Aussehen; er trug über seiner blauen Blouse das officielle Wehrgehänge des Feldhüters und hielt in der Hand in seiner Scheide einen großen Cavalleriesäbel; ein ungeheurer Hund, der von Zeit zu Zeit seine rothen, wilden Augen zu ihm erhob, verließ seine Fersen nicht und konnte ihm als furchtbare Hülfsmacht dienen.

Mein erster Gedanke war, man verfolge uns wegen der Brandstiftung an dem Wagen von la Levrasse, und ich warf deshalb einen bestürzten Blick auf meine beiden Gefährten.

„Im Namen des Gesetzes, ich verhafte Euch,“ wiederholte der Feldhüter auf uns zuschreitend. „Vorwärts, zu dem Herrn Maire.“

„Warum wollen Sie uns verhaften, mein Herr?“ sagte Bamboche, der kühnste von uns Dreien; „wir thun nichts Böses.“

„Ihr seid Vagabunden," versetzte der Feldhüter mit drohendem Tone, „ein Kuhhirte hat mich benachrichtigt, daß Ihr vor drei Tagen auf die Insel gekommen."

„Das ist wahr, mein Herr, und wir haben sie seitdem nicht wieder verlassen," antwortete Bamboche.

„Und wovon habt Ihr bis jetzt gelebt?"

„Von den Gemüsen und Früchten, die wir hier gefunden, mein Herr," antwortete Bamboche.

„Gefunden? wie gefunden?" . ." rief der Feldhüter, „das ist ganz einfach ein Diebstahl, Ihr Schelme. Ah! Eure Rechnung ist gut, Vagabunden und Diebe!..."

„Ein Diebstahl? während wir nahmen, um zu essen," sagte ich.

„Wir glaubten Niemand Unrecht zu thun, mein guter Herr," fügte Basquine schüchtern bei.

„Wirklich, Du blondes Dingchen, Du glaubtest dies," erwiederte der Feldhüter. „Wir werden sehen, ob Eure Eltern auch dieser Ansicht sind, wenn sie Euch zurückverlangen; sie werden Euch gehörig durchwammsen, und das ist wohlgethan. Von welchem Dorfe seid Ihr?"

„Wir haben keine Eltern, mein Herr," antwortete Bamboche. „Und wir sind von keinem Dorfe."

„Wie, keine Eltern!" rief der Feldhüter. „Wie, von keinem Dorfe?"

„Nein, mein Herr, ich habe weder Vater noch Mutter. Martin, den Sie hier sehen, ist ein Findelkind, und Basquine . . ."

„Aber wo wohntet Ihr denn, ehe Ihr hierher kamet?" fragte der Feldhüter immer argwöhnischer.

Auf diese Frage, welche uns ungemein in Verlegenheit setzen mußte, antwortete Bamboche keck:

„Wir kommen von sehr fern her, mein Herr, wenigstens hundert Stunden von hier . . . und wir forderten Almosen auf der Straße."

„Ah! ah!" rief der Feldhüter, „immer besser, Ihr

seid, wie es scheint, kleine Bettler und Landstreicher, kleine Diebe; Ihr habt keine Eltern, die Euch zurückfordern können, dann ist Eure Rechnung gut, ich sage Euch nur dieses."

„Was wird man uns denn thun, mein guter Herr?" fragte Bamboche, während er kluger Weise zwei oder drei Schritte zurückwich.

Dann flüsterte er mir zu:

„Hole zwei gute Hände voll Asche vom Heerde, stelle Dich hinter mich, und aufgepaßt."

Ohne Zweifel, um nicht das Mißtrauen des Feldhüters zu erregen, sprach er hierauf laut:

„Nicht wahr, wir wollen dem guten Herrn Alles sagen? Hole unsere Papiere . . ."

„Ich gehe," erwiederte ich mit schlauer Miene und wandte mich nach der Hütte, um den Befehlen von Bamboche zu gehorchen.

„Hat man Papiere in Eurem Alter?" sagte der Feldhüter, die Achseln zuckend, „solche Papiere sind nichtig . . . Ich übergebe Euch den Gendarmen, die Euch noch diesen Abend in das Gefängniß im Bettlerdepot führen, das Ihr nur verlaßt, um bis zu Eurem achtzehnten Jahre in ein gutes Correctionshaus eingeschlossen zu werden . . . Ah! ah! nicht wahr, das habt Ihr nicht erwartet?"

„Wir sollen im Gefängniß bleiben bis zum achtzehnten Jahre," rief Bamboche, während er aus dem Augenwinkel schielte, ob ich noch nicht komme.

„Im Gefängniß, weil wir weder Vater noch Mutter haben," sprach Basquine die Hände faltend; „im Gefängniß, weil wir ein paar Kartoffeln gegessen, die wir aufgelesen?"

„Ja, im Gefängniß, so ist es," antwortete der Feldhüter; „kurz, Ihr folgt mir zum Herrn Maire . . . Genug des Geschwätzes, Ihr Landstreicher . . vorwärts, oder ich nehme zwei bei den Ohren und beauftrage Mouton, mir den dritten zu bringen. Hierher,

Mouton," fügte der Feldhüter bei, indem er seinen furchtbaren Hund rief.

Bamboche, der während des Sprechens den Feldhüter gleichsam umgangen hatte, stürzte sich plötzlich auf ihn, faßte ihn von hinten mit den Armen um den Leib, machte mir ein Zeichen, und ich warf ihm in demselben Momente die Asche in die Augen.

Ich führte den Befehl von Bamboche mit einer gewissen Geschicklichkeit aus. Der große Kopf des Feldhüters verschwand unter einer dichten Aschenwolke.

Für den Augenblick geblendet, fuhr der Unglückliche mit beiden Händen nach seinen Augen, stampfte vor Schmerz mit den Füßen, überhäufte uns mit Schimpfworten und rief seinem Hunde zu:

„Mouton, beiß! Mouton, pack an!"

Aber Bamboche hatte, nachdem er die Hände des Feldhüters losgelassen, sogleich zwei Fäuste voll Sand aufgehoben und in dem Augenblick, wo Mouton sich bellend und einen ungeheuren Rachen öffnend auf ihn stürzte, schleuderte ihm Bamboche so behende den Gries in die gähnende Oeffnung, daß Mouton würgend, hustend, speiend, vor Zorn schnaubend ein zusammengepreßtes, höchst klägliches Geheule auszustoßen anfing, während sein Herr, immer noch beide Hände an den Augen, wüthend schrie und bei jedem Schritte, den er machen wollte, stolperte.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilten wir durch die Hütte und folgten dem uns bekannten Fußpfad; wir erreichten den Bach, durchwateten ihn, Basquine auf unsern Schultern tragend, marschirten dann rasch vorwärts und gelangten in einen der dichtesten, undurchdringlichsten Theile des Waldes.

„Es muß ein boshafter Mensch gewesen sein, daß er uns auf unserer Insel störte, wo wir Niemand Böses zufügten!" sagte Basquine, als wir etwas minder hastig gingen und nun über unsere kritische Lage nachdenken konnten.

„Das ist traurig," erwiederte Bamboche mit ernster Miene, „man wird auf uns aufmerksam werden. Wenn man uns erwischt, kommt das Gefängniß."

„Wie, es ist wahr? Weil wir arme, verlassene Kinder sind, bringt man uns in das Gefängniß?"

„Ja, dieser Mensch log nicht; als ich mit Cul-de-jatte verhaftet wurde, sagten mir die Gendarmen dasselbe. „„Du hast Niemand, der Dich zurückfordert, Du hast keine Heimath ... ins Gefängniß, Vagabund."" Und man führte mich dahin; aber wir zwei, Cul-de-jatte und ich, wir konnten entweichen."

„Mein Gott, was werden wir machen?" sagte ich.

„Ah! bei Gott, wir wollen brave, ehrliche Jungen werden," versetzte Bamboche, sich hinter den Ohren kratzend, „es scheint, das ist nicht ganz so leicht, als es aussieht . . . es hängt nicht nur vom Wollen ab . . . doch wir werden es versuchen; vorerst aber müssen wir diese Gegend verlassen."

„Früher oder später," sagte ich zu Bamboche, „wären wir jedenfalls genöthigt gewesen, unsere Insel zu verlassen. Ich weiß wohl, daß gute Zeit dadurch verloren geht; doch einmal außerhalb der Insel, was hätten wir gemacht?"

„Mein Gedanke war, zu dem Vater von Basquine zurückzukehren."

Auf eine furchtsame Bewegung des Kindes erwiederte Bamboche:

„Sei unbesorgt . . . ich weiß, was ich Deinem Vater zu sagen habe . . . er ist Stellmacher, wir treten bei ihm in die Lehre, Martin und ich, wir werden gute Arbeiter . . . Doch was hast Du, Basquine?" sagte Bamboche lebhaft, „Du weinst?"

„Mein Vater ist vielleicht todt," sprach sie in Thränen zerfließend.

Dann fügte sie mit dem schmerzlichsten Tone bei:

„Ah! vor einem Jahre hätten wir zu ihm zurück-

kehren müssen, wie Ihr es mir Beide, um mich zu trösten, versprachet."

„Du hast Recht," versetzte Bamboche mit düsterer Miene, „wir haben Dich belogen, wir haben Dich hintergangen, doch es ist nicht mehr Zeit, dies zu beklagen. ... Gehen wir immerhin in Deine Heimath ..."

„Meine Mutter wiedersehen ... ich werde es nie wagen," sprach Basquine bebend vor Scham, „oh nie!"

„Ich verstehe Dich," antwortete Bamboche, „Du hast vielleicht Recht ... es ist mein Fehler."

Und er ließ traurig den Kopf sinken.

„Es ist mein Fehler ..."

„Höret," rief ich, plötzlich von einem Gedanken ergriffen, „Bamboche sagte diesen Morgen, daraus, daß ihm ein reicher Mann Unterstützung und Arbeit nach dem Tode seines Vaters verweigert, folge nicht, daß Jedermann böse sei... Wohl! gehen wir in eine Stadt: unter hundert Personen finden wir sicherlich eine mitleidige; wir sagen ihr Alles und sie wird sich unserer erbarmen."

„Martin hat Recht, nicht wahr, Bamboche?" sagte Basquine.

„Ja, wenn man uns abweist, klopfen wir an eine andere Thüre; wir müssen wohl ein gutes Herz finden ..."

„Mit unseren vier Goldstücken haben wir auf einige Tage zu leben," versetzte ich, „und ..."

„Donner Gottes!" rief Bamboche, voll Verzweiflung mit dem Fuße stampfend.

„Was hast Du?"

„Ich habe die Goldstücke aus Furcht, sie zu verlieren, unter einen Stein in einer Ecke der Hütte gesteckt, und dort sind sie geblieben ... Nun sind wir ohne einen Sou."

„Stille," sagte ich plötzlich mit leiser Stimme. „Hört Ihr, es ist das Geräusch eines Wagens."

Und wir blieben stumm, unbeweglich, mitten in

den dichten Schlag gekauert, wo wir, um auszuruhen, angehalten hatten, nachdem wir mehrere Stunden in einem unentwirrbarem Gestrüppe, dessen Dornen unsere bereits abgetragenen Kleider in Fetzen zerrissen, umhergeirrt waren.

Das Geräusch, das ich wahrgenommen, kam immer näher, denn wir befanden uns, ohne es zu wissen, unfern von einem der Kreuzwege des Waldes.

Eine Oeffnung in dem bereits an einigen Stellen durch die erste Kälte des Herbstes gelichteten Laubwerk gestattete uns, einen Wagen zu unterscheiden, der bald bei einem Wegzeiger anhielt, dessen Base von einem runden Steintische umgeben war.

Diese Equipage, die schönste, die ich je gesehen, war eine Caleche, gezogen von vier herrlichen Pferden, auf denen zwei kleine Postillons in kastanienbraunen Wämmsern mit himmelblauem Kragen ritten; zwei Bedienten, in großer Livree, ebenfalls kastanienbraun und blau, mit glänzenden silbernen Galonen, saßen hinten auf.

Drei Kinder und eine noch junge Frau, welche auf dem Vordersitze saß, nahmen diesen Wagen ein.

Sobald die Pferde anhielten, stieg einer von den Bedienten von dem Hintersitze ab und näherte sich, den Hut in der Hand, dem Schlage.

Ehe er gesprochen, rief ein kleiner Knabe von fünf bis sechs Jahren, mit einem reizenden, von langen, blonden, gelockten Haaren umgebenen Antlitz, mit gebieterischem Tone:

„Steigen wir aus . . . ich will aussteigen . . .“

„Mademoiselle,“ sprach der Diener, indem er sich an die junge Frau wandte, welche, wie wir bald erfuhren, die Gouvernante war, „Mademoiselle, der Herr Vicomte verlangt auszusteigen; soll ich den Schlag öffnen?“

Die Gouvernante wollte antworten, doch das Kind stampfte vor Zorn mit dem Fuße und rief:

„Ich sage Euch, daß ich aussteigen will, öffnet sogleich, ich will es haben.“

„Da Herr Scipion aussteigen will, so öffnet,“ sprach die Gouvernante mit einem förmlichen, abgemessenen Wesen.

Der Diener, nachdem er den Fußtritt herabgelassen, streckte die Arme aus, um das Kind zu nehmen, das man Herr Vicomte oder Herr Scipion nannte. Doch dieser hob ein Stöckchen auf, das er in der Hand hielt, stieß den Bedienten zurück und sagte zu ihm:

„Berühre mich nicht, ich will allein aussteigen ..“

„Herr Scipion will allein aussteigen,“ sprach die Gouvernante und hieß den Bedienten durch ein Zeichen sich entfernen. „Lassen Sie Herrn Scipion machen.“

Herr Scipion stieg so gut er konnte, aber leicht und behende, die drei Stufen des Fußtrittes herab, während die Lackeien, sechs Fuß hohe, gepuderte Männer, den Hut in der Hand auf jeder Seite des Schlages standen

Als Scipion auf dem Boden war und sah, daß der andere Knabe sich zum Aussteigen anschickte, rief er:

„Nein, nicht Du, Robert. Bleibe, ich will, daß Regina zuerst aussteigt ... Der Wagen gehört mir ...“

Robert zuckte die Achseln mit einer ziemlich ärgerlichen Miene, fügte sich aber nichtsdestoweniger.

Ein reizendes Mädchen, etwas größer als Basquine, stieg leicht aus dem Wagen und ihm folgten Robert und die Gouvernante.

Diese wandte sich an den sechsjährigen Vicomte und fragte:

„Scipion, wollen Sie jetzt oder später Vesperbrod nehmen?“

„Wir wollen hier vespern, nicht wahr, Regina?“ fragte der Knabe die Kleine.

„Oh!“ antwortete diese mit einer spöttischen Miene, „ich sage weder ja noch nein. Sagte ich ja, so wür-

dest Du nein sagen, denn Du bist so widersprechend und eigensinnig."

„Oh! das ist sehr wahr," fügte Robert bei, „Scipion ist der Kleinste, und wir müssen immer seinen Willen thun."

„Ja . . . weil ich einen Wagen habe und Ihr keinen habt," antwortete stolz der Vicomte.

„Mein Vater hat auch einen Wagen," sagte Robert, in seiner Eitelkeit verletzt.

„Wohl, doch er hat nur einen, und er leiht ihn Dir nie . . . mein Vater hat fünf bis sechs Wagen und dieser gehört mir ganz allein, damit ich darin spazieren fahre."

„Ich," sagte Regina heiter, „ich bin noch viel mehr zu beklagen, als Robert, Papa hat nicht einmal einen Wagen."

„Ich gebe Dir auch einen Platz in dem meinigen," sprach der Vicomte mit einer Erobereremiene.

Während dieses Gesprächs zogen die Bedienten Koffer und einen sorgfältig eingerichteten Flaschenkeller aus dem Wagen, breiteten Servietten auf dem steinernen Tische aus und trugen einen schmackhaften Imbiß auf. Das Silberzeug und die Krystalle funkelten in den durch die Zweige der großen Eichen, welche den Kreuzweg beschatteten, halb gebrochenen Sonnenstrahlen.

In unsern Schlag gekauert, an einander gepreßt, unbeweglich und den Athem haltend, betrachteten Bamboche, Basquine und ich diesen für uns so neuen Luxus mit stummem Erstaunen und wechselten von Zeit zu Zeit sehr bezeichnende Ellenbogenstöße bei jedem von den trefflichen Dingen, die wir auf silbernen Platten serviren sahen. Wir hatten seit dem vorhergehenden Tage nichts gegessen; es mochte ungefähr drei oder vier Uhr sein; der Anblick dieser appetitlichen Gerichte reizte unsern Hunger noch viel mehr, während die glücklichen Kinder zu unserer großen Verwunderung die Speisen kaum berührten.

Der Vicomte Scipion hatte hinter sich einen von den langen galonirten Lackeien, die ihn mit ehrfurchtsvoller Unterwürfigkeit bedienten und, wie die Gouvernante, seinen geringsten Wünschen zuvorzukommen bemüht waren.

Der Herr Vicomte hatte kaum eine Schnitte von irgend einer Pastete berührt, welche meine Lüsternheit ganz besonders erregte, als er ein Glas voll Wasser und Wein nahm und den Inhalt mit einem schallenden Gelächter in die Pastete goß.

„Aber, Scipion, warum diese Pastete verderben?“ sprach die Gouvernante.

„Ich will nichts mehr davon,“ sagte der Vicomte.

„Aber ich hätte davon gegessen,“ rief Robert.

„Ah! gut, Du wirst etwas Anderes essen; es ist genug vorhanden. Die Pastete gehörte mir.“

Bamboche machte eine ungestüme Bewegung und konnte sich nicht enthalten, in seiner Entrüstung mit leiser Stimme zu murmeln:

„Kre . . . . Schlingel.“

Basquine und ich stießen unsern Gefährten mit den Ellenbogen.

Er schwieg.

Doch plötzlich rief der Herr Vicomte mit erstaunter, zorniger Miene:

„Halt! es ist keine Crême da.“

„Scipion, Sie wissen, daß Ihnen die Crême schlecht bekommt, deßhalb hat man keine mitgenommen,“ sagte die Gouvernante.

„Ich will Crême haben.“

„Aber . . .“

„Ich sage Ihnen, daß ich haben will, man hole auf der Stelle . . .“

Und da die Gouvernante widerstand, erfolgte auf Seiten des Herrn Vicomte, der vor Wuth dunkelroth geworden, einer von jenen Zornausbrüchen eines verdor-

benen Kindes, dessen Paroxismus so heftig wurde, daß Convulsionen erfolgten.

Erschrocken sagte nun die Gouvernante zu einem von den Bedienten:

„Dieser Zornanfall kann Herrn Scipion krank machen, gehen Sie sogleich mit dem Wagen ab und holen Sie Crême.“

„Der Teufel hole Dir Crême,“ murmelte Bamboche trotz unserer Rippenstöße.

„Doch wo Crême finden?“ fragte der Lackei die Gouvernante. „Mitten im Walde ist das selten.“

„Gehen Sie bis Mortfontaine, Sie werden wahrscheinlich bekommen. Wenden Sie sich nach einer Seite, während Jacques nach der andern eilt. Richten Sie das ein, wie Sie wollen, aber seien Sie bemüht, Crême zurückzubringen, sonst könnte Herr Scipion in eine von den Convulsionen verfallen, die so gefährlich für ihn sind.“

Ohne Zweifel seit lange gewohnt, den kindischen Launen des Herrn Vicomte zu gehorchen, stiegen die zwei Bedienten hinten auf den Wagen, nachdem sie zuvor den Postillons gesagt, sie sollen in scharfem Trabe den Weg nach Mortfontaine einschlagen.

„Es ist ärgerlich, Scipion, daß Sie den Wagen so weggeschickt haben,“ sprach die Gouvernante, einige Augenblicke, nachdem sich die Pferde rasch entfernt hatten, „der Himmel bedeckt sich, es könnte wohl Regen und Sturm kommen, ehe die Leute zurückkehren.“

„Was thut das mir? Ich will Crême haben,“ antwortete hartnäckig der Vicomte, und warf zum Zeitvertreib Sand, Gras und Erde auf die Ueberreste des Imbisses, den jedoch Robert und Regina nicht mehr berührten.

Nachdem ich längere Zeit mit verzehrender Aufmerksamkeit das Vesperbrod betrachtet hatte, fühlte ich mich auf eine minder materielle Weise in Anspruch ge-

nommen; es war mir unmöglich, meine Augen von dem reizenden Gesichte von Regina los zu machen.

Das Schönste, was ich bis jetzt getroffen, war Basquine gewesen; doch Regina bot einen so schlagenden Contrast mit der Schönheit unserer Gefährtin, daß die Bewunderung, die man für die Eine empfand, der Bewunderung für die Andere in keiner Beziehung schaden konnte.

Basquine war blond; aber ihr Anfangs weiß-rosiger Teint war in Folge unseres nomadischen Lebens und unserer Uebungen im vollen Sonnenscheine matt und golden geworden wie der einer Brunette; Regina hatte im Gegentheil Haare so schwarz wie Tinte und eine blendend weiße Haut; drei Schönheitsfleckchen, drei schwarze, sammetartige Mahle, sehr in das Auge fallend, vielleicht zu sichtbar . . . das eine an dem linken Augenwinkel, etwas gegen den Schlaf hinauflaufend, das andere über der Oberlippe und das letzte auf dem Kinn, hoben noch mehr den durchsichtigen Glanz ihrer Gesichtshaut und den Purpur ihrer Lippen hervor.

Trotz dieser drei ebenholzschwarzen Fleckchen, die ihr so viel Piquantes verliehen, kam mir die Physiognomie von Regina etwas zu ernst für ihr Alter vor; ihre großen, schwarzen Augen waren zugleich durchdringend und nachdenkend, während ihr kleiner Mund mit den dünnen Lippen und ihr leicht vorspringendes Kinn ihren Zügen einen entschiedenen Charakter der Ueberlegung und Festigkeit verliehen; ihre langen, gelockten schwarzen Haare spielten um ihren zierlichen, vogelartig schlanken Hals. Sie trug ein Kleid von weißer Mousseline und eine mit Spitzen besetzte Hose; ihre kleinen Füße waren mit durchbrochenen Strümpfen und mit Stiefelchen von braunrothem Leder mit Absätzen bekleidet. Als Gürtel hatte sie ein breites kirschrothes Band, ähnlich dem ihres großen runden Strohhutes. .

. . . .

Alle diese Erinnerungen sind mir nur zu gegen-

wärtig . . . Ach! wer mir gesagt hätte, daß eines Tages!... Doch nein, jedes Ding hat seine Stunde.

Ich vergaß den Hunger, Basquine, Bamboche und die Schwierigkeiten unserer gegenwärtigen Lage und konnte mich mit den Augen nicht von Regina trennen. Wiederholt fühlte ich, wie meine Stirne und meine Wangen errötheten und in Flammen geriethen, während mein Herz abwechselnd sich zusammenschnürte oder heftig schlug; ohne das Beispiel, ohne die Lehre der frühzeitigen Liebschaften von Bamboche hätte ohne Zweifel die seltene Schönheit dieses Kindes bei mir nicht diese Bewunderung erregt, eine Bewunderung, die sich bald durch eine tiefe Sympathie vermehrte, denn Regina kam mir eben so bescheiden, eben so zurückhaltend vor, als der Vicomte eigensinnig oder launenhaft war; zwei oder dreimal widerstand sie ihm sogar mit einer Miene kindlicher Würde oder feinen Spottes, die mich entzückte.

Robert, der andere Knabe, war ungefähr von dem Wuchse von Bamboche, aber nur viel schlanker; er hatte ein sehr hübsches Gesicht, spielte ein wenig den kleinen Herrn und pflog häufig leise Seitengespräche mit Regina.

Unwillkührlich ärgerte mich diese Vertraulichkeit nicht minder, als die Zuvorkommenheiten, mit denen Robert Regina während des Imbisses mit einem für sein Alter merkwürdig artigen Wesen umgeben hatte; er trug, wie Scipion, eine runde Jacke, helle Beinkleider, und sein Hemd endigte sich in einem gefältelten Krägchen, um welches eine kleine Cravate von Atlaß geknüpft war.

Ich verweile bei diesen Einzelnheiten, einmal weil sie sich dergestalt in meinem Gedächtniß feststellten, daß ich viele Jahre nachher mit dem ersten Blicke diese Personen wieder erkannte, denen ich seit dieser Scene meiner Kindheit nicht mehr begegnet war, und dann weil das so elegante Aeußere bald einen seltsamen Widerspruch mit unsern Lumpen bilden sollte, denn die Dor-

nen des Waldes hatten meine Blouse und die von Bamboche, sowie den schlechten Rock von Basquine vielfach zerrissen und wir waren überhaupt, unserer glänzenden akrobatischen Gewänder entkleidet, gewöhnlich abscheulich angezogen.

Wir hatten also stillschweigend und verborgen dem Imbiß der drei Kinder beigewohnt.

Der Wagen war seit einiger Zeit weggefahren; mehrere entfernte Donnerschläge und heftige Windstöße kündigten den nahe bevorstehenden Ausbruch eines Sturmes an.

Bamboche, der bis jetzt in ein tiefes Nachdenken versunken war, erhob sich plötzlich und sagte zu uns:

„Folgt mir“

Dann schob er die Zweige auf die Seite, die uns verborgen hatten, und wir erschienen alle Drei auf dem Kreuzwege, wo sich die Gouvernante, Regina, Robert und der Vicomte Scipion befanden.

Achtes Kapitel.

Die kleinen Reichen.

Das bleiche, hohle Gesicht von Bamboche, der eine schlechte griechische Mütze trug, unter welcher seine langen, schwarzen, krausen Haare hervorstanden, seine zerfetzte Blouse, seine kräftige, für sein Alter hohe Gestalt, der rohe Ausdruck in seiner entschiedenen Physiognomie mußten unsere Erscheinung ziemlich furchtbar machen, denn ich war ebenso elend gekleidet, als mein Gefährte, und der Anzug von Basquine war nicht minder zerrissen, als der unsrige.

Bei unserem Anblick näherten sich Robert und Regina instinktmäßig der Gouvernante, und Scipion, der, obgleich der kleinste, am wenigsten eingeschüchtert war, rief:

„Sieh da die kleinen Armen . . . was wollen sie denn? wie häßlich und schmutzig sind sie!“

Bamboche nahm seine Mütze ab, näherte sich der Gouvernante und sagte mit einer sanften, bewegten Stimme, welche seltsam mit seinem energischen Gesichte contrastirte:

„Meine liebe Dame, wollen Sie eine gute Handlung thun, die Ihnen . . . und diesen kleinen Herren . . . und dieser kleinen Demoiselle ebenfalls Glück bringen wird?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete die Gouvernante immer mehr erstaunt, „ich weiß nicht, was Ihr von mir wollt . . Warum waret Ihr in diesem Gehölze verborgen?“

„Hören Sie, meine liebe Dame,“ versetzte Bamboche mit warmem Tone, „ich will offenherzig mit Ihnen sprechen . . . wir sind alle Drei ohne Eltern . . . ohne Mittel . . . wir kommen von sehr ferne her . . . wir gehörten zu einer Gauklertruppe, als wir aber sahen, daß dieser Stand eine schlimme Wendung für uns nahm, daß wir schlechte Menschen werden würden, flüchteten wir uns; Sie sind reich, geben Sie uns die Mittel, ehrliche Leute zu werden, wir verlangen nichts Anderes, als zu arbeiten, als gut zu handeln . . . Wir sind bis jetzt so unglücklich gewesen, daß, so wenig man auch an unserem Schicksal Theil nehmen mag, es immer noch viel für uns sein wird . . . Meine liebe Dame, nur ein kleines Winkelchen in Ihrem Hause, bis Sie uns, wo Sie wollen, das ist uns gleichgültig, in die Lehre untergebracht haben . . . Wir wünschen nichts Anderes, als ein Gewerbe zu lernen, um eines Tags unsern Lebensunterhalt ehrlich zu gewinnen . . . Wir besitzen Muth, wir haben so viel Elend ausgestanden,

daß kein Handwerk für uns zu hart sein wird . . . doch wir müssen vor Allem unter ehrlichen Leuten leben. . . . Es ist wahrhaftig Zeit . . . es ist mehr als Zeit . . .“

Die Gouvernante blieb stumm, verblüfft.

Die Kinder schauten einander an und schienen die Worte von Bamboche nicht zu verstehen; er hatte sich indessen mit einer so lobenswerthen Entschlossenheit, mit einer so aufrichtigen Erschütterung ausgedrückt, daß ich zweimal Thränen in seinen Augen erblickte.

Ich wollte ihn unterstützen und fügte bei:

„Auf, meine gute Dame, mit Erlaubniß Ihrer Eltern übernehme dieser kleine Herr (und ich deutete auf Scipion) mich . . . dieser andere Herr übernehme meinen Kameraden und dieses hübsche Fräulein unsere Gefährtin; Sie werden es sicherlich nicht bereuen . . .“

„Oh . . . nein . . . sicherlich nicht, mein Fräulein,“ sagte Basquine und suchte mit ihrem flehenden Blicke den Blick von Regina, die ich mit den Augen nicht verließ; denn von Nahem gesehen kam mir ihre Schönheit noch viel blendender vor, und ich fühlte mich bis in die Tiefe meiner Seele erschüttert.

„Geht doch,“ versetzte die Gouvernante, mit einer hochmüthigen Miene die Achseln zuckend, „was Ihr da fordert, ist ganz sinnlos; wir kennen Euch gar nicht, wir wissen gar nicht, wer Ihr seid. Und diese Herren und das Fräulein sollen ihre Eltern bitten, Euch zu übernehmen? Ist das möglich?“

„Wir sind doch drei sehr unglückliche Kinder,“ sagte Bamboche mit zitternder Stimme, „drei sehr beklagenswerthe Kinder, und verdienen wahrhaftig Mitleid . . . Hören Sie, meine gute Dame, Martin hat es Ihnen gesagt: jedes von Ihren Kindern übernehme eines von uns; sie sind so reich, so glücklich! . . . das wird sie nichts kosten und ihnen Glück bringen, denn eines Tags werden sie an uns Freunde, Brüder haben, die sich für sie tödten lassen.“

„Sieh da . . . diese kleinen Armen,“ rief Scipion,

verächtlich den Mund verziehend, „sie sagen, sie werden unsere Freunde, unsere Brüder sein! Will ich mit solchen kleinen Bettlern gehen?“

„Mein gutes Herrchen,“ entgegnete Bamboche mit erschütterter Stimme, während er sich ihm näherte, „nicht wahr, Sie sind immer glücklich gewesen? Nicht wahr, Sie haben nie Hunger gehabt, nie gefroren, Sie sind nie geschlagen worden . . . Nun! setzen Sie sich ein wenig an die Stelle von uns, die wir alles Dies ausgestanden . . . und Sie werden gut gegen uns sein.“

„Wie dumm ist der Große da!“ sagte Scipion, „er fragt mich, ob ich Hunger und Kälte ausgestanden.“

Ich sah den Winkel des Kinnbacken von Bamboche beben, wie dies geschah, wenn er seine natürliche Heftigkeit bewältigte; doch er blieb ruhig.

Regina schien allein bewegt; zweimal wurde ihr weißes Gesicht purpurroth, und sie näherte sich Basquine mit einer Mischung von Theilnahme, Zurückhaltung und Furcht.

Ermuthigt machte Basquine einen Schritt gegen sie und streckte ihre beiden Hände nach ihr aus; doch war es Angst, war es Unentschlossenheit, Regina wich rasch zurück.

Das zweite Mal schien sie ihr Zögern zu besiegen; aber ein strenger Blick der Gouvernante, begleitet von dem Worte: „Regina!“ lähmte den rührenden Willen des Kindes.

Der Himmel hatte sich immer mehr bedeckt.

Einige Blitze zuckten bereits durch die Bäume des Waldes; die Gouvernante fing an ernstlich unruhig zu werden und sagte unwillig und mit spitzigem Tone zu Scipion:

„Eine von Ihren einfältigen Kinderlaunen ist Schuld, daß sich der Wagen entfernt hat, und nun kommt der Sturm.“

„Was macht das mir? . . . Ich will Crême haben, und werde bekommen,“ erwiederte Scipion.

Die Gouvernante zuckte die Achseln, wandte sich an Bamboche, der demüthig und ehrfurchtsvoll, die Augen niedergeschlagen, die Stirne in Schweiß gebadet, eine Antwort auf unsere Bitten erwartete, und sagte zu ihm:

„Ich bin die Gouvernante von Herrn Scipion, dem Sohne des Herrn Grafen Duriveau; Herr Robert und Fräulein Regina sind mir von ihren Eltern anvertraut worden, um mit Herrn Scipion zu vespern; ich kann es also nicht über mich nehmen, für Dich und Deine Kameraden zu sorgen, denn was Du von mir verlangst, ist närrisch, einfältig. In der That, wenn man sich mit allen kleinen Bettlern, die man trifft, belasten müßte . . . Geht, das ist lächerlich.“

„Meine gute Dame,“ versetzte mit flehender Stimme Bamboche, der es zum letzten Male versuchen wollte, diese Frau zu rühren, „wenn Sie unsere Lage kennen würden . . man kann uns jeden Augenblick als Vagabunden verhaften, in das Gefängniß bringen . . . ja in das Gefängniß, bis zum achtzehnten Jahre . . . und warum? weil wir allein, verlassen sind . . . und was verlangen wir denn am Ende? ein wenig Unterstützung und die Mittel, um zu arbeiten; Brod, Wasser, Stroh und eine gute Lehre, sonst nichts . . . Wer ist der Reiche . . . der dieses Almosen einem Armen nicht geben kann, wenn er es aus dem Grunde seines Herzens und Thränen in den Augen fordert?“

Es liefen in der That zwei Thränen über die hohlen Wangen von Bamboche.

Regina bemerkte es zuerst und sagte mit zitternder Stimme leise zu der Gouvernante:

„Sehen Sie, Mademoiselle, er weint.“

Die Gouvernante schien selbst bewegt, und Robert sprach zu ihr wie Regina:

„Es ist wahr, er weint.“

„Ah! ja . . .“ versetzte Scipion mit einem Hohn-

gelächter, „Papa sagt, die Bettler sehen immer aus, als ob sie weinten, um uns unser Geld zu stehlen.“

„Was ich diesen Kleinen hasse!“ flüsterte mir Basquine zu. „Bamboche wird über ihn herfallen ... desto besser.“

Doch Bamboche ging mit zu viel Entschlossenheit, mit zu viel Gemüth, mit zu viel Aufrichtigkeit bei seiner Bitte zu Werke, um sich bei den Beleidigungen des kleinen Vicomte aufzuhalten; er wandte sich auch abermals an die Gouvernante, die er bewegt sah, und sprach:

„Meine gute Dame, geben Sie diesem schönen Gefühle nach, haben Sie Mitleid mit uns, führen Sie uns zu dem Herrn Grafen, von dem Sie reden; er wird uns nicht böse wollen, ich bin es fest überzeugt; seien Sie unbesorgt, wir werden ihn wohl überreden; nehmen Sie uns mit ... lassen Sie uns hinten auf den Wagen steigen ...“

„In meinem Wagen diese kleinen Bettler?“ rief der Vicomte erstaunt; „ah! das würde mir gefallen!“

„Wenn Du den Herrn Grafen Duriveau kennen würdest, mein kleiner Freund,“ antwortete die Gouvernante Bamboche mit einem Seufzer, „so wüßtest Du, daß er sich viel weniger als irgend Jemand zu dieser Tollheit hergeben dürfte ... Alles, was ich thun kann, ist ...“

Hier unterbrach sich die Gouvernante, welche, wirklich gerührt, die Gelegenheit für geeignet hielt, um ihren Zöglingen eine Lection in der praktischen Wohlthätigkeit zu geben.

Sie zog ihre Börse aus ihrer Tasche, nahm drei Zehn-Sous-Stücke heraus, gab jedem von den drei reichen Kindern eines davon und sagte voll Salbung zu ihnen:

„Ihr seht, meine lieben Kinder, welcher Unterschied zwischen Euch und diesen armen Kleinen stattfindet; man muß ein gutes Herz und Mitleid mit ihnen haben, gebt

Jedem von ihnen zehn Sous; auch können sie die Reste von diesem Imbiß verzehren."

„Aber Scipion hat in Alles Sand und Erde geworfen . . ." sagte Regina schüchtern.

„Seien Sie unbesorgt, Regina," versetzte die Gouvernante, „sie werden wegen eines Händchens voll Sand nicht die Häkeligen spielen; sicherlich haben sie in ihrem Leben kein solches Mahl gekostet."

Dann sich gegen uns umwendend:

„Man wird Euch ein paar Sous geben; spannt Eure Blousen aus und nehmt die Reste von dem Essen mit."

„Madame," sprach Bamboche traurig, „ein paar Sous und die Reste dieses Vesperbrodes ändern nichts in unserer Lage. Wir verlangen kein solches Almosen," fügte er mit flehender Stimme und mit Gewalt seine Hände faltend bei: „wir bitten um die Mittel, zu arbeiten, das schlimme Leben zu verlassen, das wir führen . . . und nicht mit der Börse, sondern mit dem Herzen gibt man dieses Almosen . . ."

Von ihrem Gesichtspunkte aus mußte die Gouvernante glauben, was Menschen möglich und vernünftig gethan zu haben; ungeduldig über die Beharrlichkeit von Bamboche, sagte sie auch mit hartem Tone:

„Da Ihr so ekel, so schwierig seid, so geht und laßt uns in Ruhe. Man hat Euch gegeben, was man konnte, entfernt Euch; das wird am Ende unerträglich."

„Wenn meine Bedienten hier wären, so würden sie Euch hübsch mit gewaltigen Fußtritten fortjagen," sprach Scipion mit entschlossenem Tone.

„Das ist wahr, sie sind langweilig, diese kleinen Armen," fügte Robert bei, und warf sein Zehn-Sous-Stück zu unsern Füßen; „geht doch endlich."

Statt sein Zehn-Sous-Stück zu unsern Füßen zu werfen, zielte Scipion nach dem Gesichte von Bamboche und traf ihn auf die Brust.

Ich sah, daß Regina die größte Lust hatte, ihre Gabe Basquine in die Hand zu legen, aber sie wagte es nicht.

„Ihr wollt nicht gehen," versetzte ungestüm die Gouvernante, indem sie sich an uns wandte, „man hat keinen Begriff von einer solchen Halsstarrigkeit! Hebt Eure Sous auf, nehmt diese Reste vom Essen, oder laßt sie liegen, aber geht, wenn nicht, so sage ich Euch, es kommt ein Wächter und wir lassen Euch verhaften."

In dieser Sekunde erscholl ein heftiger Donnerschlag.

Beinahe in demselben Augenblick rief Bamboche, bleich vor Wuth und mit furchtbarem Blick auf die Gouvernante zuschreitend:

„Ah! so ist es . . . nun, wir wollen nichts von Ihrem Almosen, verstehen Sie, wir wollen nichts von den übrig gebliebenen Speisen, in welche diese unartigen Buben ihren Geifer gespuckt haben."

Bamboche war furchtbar und ich gestehe, seine Entrüstung riß mich mit fort; so viel Härte, so viel Verachtung in dem Spenden des Almosens empörte mich ebenso sehr als ihn; und dann, muß ich es sagen? ich fühlte bereits unbestimmt einen eifersüchtigen Haß gegen Robert, der sich bei dem ersten drohenden Worte von Bamboche Regina genähert hatte, als wollte er sie beschützen.

Basquine schien schmerzlich gedemüthigt, sie sagte leise mit dem Tone des Hasses und die Augen von Thränen der Entrüstung gefüllt zu mir:

„Oh! diese kleinen Reichen!"

Einen Augenblick erschrocken, denn der Wald war einsam und unsere Gesichter hatten nichts sehr Beruhigendes, faßte sich die Gouvernante wieder; sie dachte wohl, sie hätte es im Ganzen nur mit Kindern zu thun, und sprach mit ebenso viel Verachtung als Zorn:

„Hat man je solche kleine Barfüßlinge mit dieser

Unverschämtheit das Almosen, das man ihnen in seiner Gutmüthigkeit gibt, empfangen sehen! . . ."

Bamboche blieb nach seinem ersten Zornausbruche ruhig und warf düstere Blicke umher, als ob er auf irgend einen unheilvollen Plan sänne.

Plötzlich und ganz unversehens stürzte er sich mit der Behendigkeit einer wilden Katze auf die Gouvernante, faßte sie beim Halse und rief uns zu:

„Martin, packe die zwei Buben . . . Basquine, halte die Kleine fest."

Rasch stürzte ich mich auf Robert, der beherzt eine Flasche nahm und sie mir nach dem Kopfe schleuderte; ich vermied den Wurf, packte behend und kräftig, wie ich geworden war, meinen Gegner um den Leib und warf ihn leicht nieder, während Scipion, von Natur muthig, sich an meine Beine anklammerte und mich zu beißen suchte; da ich aber mein Knie auf die Brust von Robert gestützt hatte und eine von meinen Händen genügte, um ihn zu bewältigen, so erwischte ich Scipion an seinen langen Haaren, und es gelang mir, ihn ebenfalls im Respekt zu halten, während Basquine, der Stimme von Bamboche gehorchend, gegen Regina sprang, ihr kräftig die beiden Arme drückte und zu ihr sprach:

„Rühren Sie sich nicht, ich werde Ihnen kein Leid zufügen."

Alles dies ging mit einer außerordentlichen Schnelligkeit vor sich.

Nachdem wir maschinenmäßig den Befehlen von Bamboche gehorcht hatten, schauten wir nach ihm, um zu sehen, wie weit er mit der Gouvernante wäre.

Todtenbleich vor Schrecken und leicht von dem für sein Alter sehr großen und kräftigen Bamboche bemeistert, ließ sich die arme Frau von ihm mittelst einer langen seidenen Schärpe, die sie trug, an einen Baum binden.

Bamboche zog sodann aus seiner Blouse die Pistolen, die er uns nach dem Tode von Lucifer ge-

zeigt hatte, hielt sie der Gouvernante vor und sagte zu ihr:

„Wenn Sie einen Schrei ausstoßen, zerschmettere ich Ihnen die Hirnschale!"

Der Anblick dieser Waffen erfüllte die Gouvernante ganz und gar mit Schrecken; sie schloß die Augen, sank wie ein träger Körper zusammen und wurde nur von Zeit zu Zeit von einem krampfhaften Zittern geschüttelt.

Bamboche näherte sich dem Tische, legte seine Waffen darauf, nahm eine Flasche, welche, wie ich glaube, Madeira-Wein enthielt, füllte drei Gläser bis zum Rande und rief mir und Basquine zu:

„Laßt diese kleinen Canaillen . . . sie werden sich nicht rühren, oder . . ."

Und er zeigte seine zwei Pistolen.

Bei dieser furchtbaren Drohung blieben Robert und selbst Scipion, trotz seiner Beherztheit, unbeweglich vor Schrecken, während Regina in einem instinktartigen Gefühle der Scham und muthigen Mitleids zu der Gouvernante lief, die sie wiederzubeleben suchte.

Bamboche bezeichnete mit dem Blicke die Gläser, die er gefüllt, nahm das seinige, hob es in die Höhe und sprach mit einer wilden Begeisterung, die ich in meinem Leben nicht vergessen werde:

„Trinken wir mit diesem Weine Haß den Reichen! . . . Erinnern wir uns stets, daß wir aus tiefstem Herzen ehrliche Leute werden wollten, und daß man uns mit dem Gefängniß gedroht und uns mit Verachtung und Grausamkeit zurückgestoßen hat. Ihr seht wohl, der Cul-de-jatte hatte Recht . . . Haß den Reichen! . . ."

Und er leerte sein Glas mit einem Zuge.

„Haß den Reichen!" sagte Basquine und leerte ebenfalls ihr Glas.

Zum ersten Male sah ich auf ihrem kindischen Gesichte einen Ausdruck höhnischer Bosheit, von dem ich betroffen war.

„Haß den Reichen!" sprach ich, und trank wie meine Gefährten.

So knabenhaft diese Scene dem Anscheine nach auch war, so ließ sie doch eine düstere Erinnerung in mir zurück.

Der Donner hallte mit furchtbarem Geräusch, der Wind pfiff, ein Sturmregen fiel in großen Tropfen, und es war bereits beinahe Nacht unter dem grünen Gewölbe, denn das Ende des Tages nahte und der Himmel verschleierte sich mit schwarzen Wolken.

Dieses Glas von einem starken Weine mit einem Zuge und nüchtern, wie wir es seit dem vorhergehenden Tage waren, getrunken berauschte uns nicht, hatte aber eine übermäßig heftige Aufregung zur Folge.

„Nun," sagte Bamboche sich gegen Robert und Scipion wendend, welche, da sie nicht zu fliehen wagten, sich unter den Steintisch gekauert hatten, wo sie heiße Thränen vergossen, „nun, da die kleinen Reichen sich den Teufel um unser Elend bekümmert haben, wollen wir ihnen zeigen, was Elend ist."

Dann bückte er sich, faßte Robert am Kragen seiner Jacke, zog ihn trotz seines Widerstrebens an sich und sprach zu ihm:

„Vorwärts, Du kommst mit uns, bettelst wie wir, lebst wie wir. Martin, nimm den Herrn Vicomte," fügte er ironisch bei.

Doch nachdem Bamboche einen Augenblick nachgedacht, ließ er Robert plötzlich los, stieß ihn zurück und sagte:

„Bah! . . . Dich lasse ich . . . Du siehst mehr dumm als boshaft aus . . . aber der Herr Vicomte . . . Herr Scipion, ein wahres Saamenkorn von einem schlechten Reichen, wird mit uns kommen . . . Du, Martin, nimm die Kleine . . . Du hast keine Frau . . . sie ist hübsch . . . Du hast sie zärtlich angeschaut . . . ich gebe sie Dir, packe sie!"

„Ja, das ist gut," rief Basquine, welche, wie wir

durch den Wein belebt, eine gewisse wilde Freude nicht zu verbergen wußte. „Packe sie . . . die kleine Reiche. . . . Martin . . . man hat mich auch meinem Vater entrissen!“

„Vorwärts . . . geschwinde!“ sagte Bamboche, nahm mit einer Hand seine Pistolen und zog Scipion nach sich, der sich heftig sträubte und ein gellendes Geschrei ausstieß.

„Vorwärts, rasch durch den Wald . . . der Wagen kann zurückkommen. Martin, nimm Deine Frau und machen wir uns aus dem Staube . . . Du, wenn Du schreist, wenn Du Dich rührst, schieße ich Dich nieder,“ fügte er bei, indem er eine von seinen Pistolen Scipion vor die Stirne hielt.

Mein Kopf war exaltirt durch den Wein, den ich getrunken, meine Vernunft gestört durch die Schönheit von Regina, die mich so sehr ergriffen, und so lief ich auf sie zu und umschlang sie mit meinen Armen, obgleich sie sich an die Kleider der Gouvernante anklammerte und um Hülfe schrie: sie war so leicht, daß ich sie trotz ihres verzweifelten Widerstandes behende forttrug.

„Gehe voran, Basquine,“ sagte Bamboche, „und bahne uns den Weg durch das Gestrüppe . . . Vor Ablauf von zehn Minuten wird es Nacht sein und man hat unsere Spur verloren.“

Auf das krampfhafte Ringen und Sträuben von Regina folgte eine Art von Erlahmung, die Kräfte der unglücklichen Kleinen schienen erschöpft zu sein, ich fühlte, wie sie in meinen Armen schwach wurde, ihr Kopf fiel auf meine Schulter und ihre eisige Wange berührte die meinige.

Wir waren bereits eine Zeit lang mitten durch das Dickicht gegangen; erschrocken rief ich unwillkührlich:

„Bamboche, der Kleinen ist übel.“

„Vorwärts,“ sagte Bamboche, in ein wildes Ge=

lächter ausbrechend, während er Scipion beständig nach sich zog; „Du wirst sogleich machen, daß sie wieder zu sich kommt."

Es war völlig Nacht geworden und wir drangen immer mehr in die Tiefe des Waldes.

Neuntes Kapitel.

Claude Gérard, der Gemeindeschulmeister.

Claude Gérard! ich kann diesen Namen nicht ohne ein tiefes Gefühl der Bewunderung, der Zärtlichkeit und unaussprechlicher Dankbarkeit schreiben!

Ich werde sogleich sagen, wie ich Claude Gérard kennen lernte.

Es war einige Zeit vergangen, seitdem ich in dem Walde von Chantilly Regina entführt hatte, während Bamboche den Vicomte Scipion fortschleppte. Nachdem wir in diesem Walde lange umhergeirrt, warf uns der Zufall eine Runde von Gendarmen in den Weg. Scipion rief um Hülfe . . . erschrocken ließen wir die zwei Kinder los und ergriffen die Flucht . . .

Die Dunkelheit der Nacht, das dichte Gehölze, unsere Behendigkeit erlaubten uns, den schwerberittenen Gendarmen zu entkommen; bei Tagesanbruch verließen wir den Wald und folgten, Paris den Rücken zuwendend, der Straße nach Louvres.

Wir waren in unserem Hinstreben zum Guten gescheitert, und alle unsere schlimmen Leidenschaften kehrten wieder, schärfer, bitterer, gehässiger, als in der Vergangenheit; die Verachtung, die Weigerungen, die

wir erfahren hatten, befugten uns in unseren Augen zu der traurigen Beharrlichkeit im Bösen.

Wir waren heiter, spöttisch, frech; wir gingen gerade zu, mieden nur die großen Städte, wo die Polizei wachsamer ist, und bettelten unter Weges in den Dörfern, oder sangen auch wohl in den Schenken, wobei wir, was wir konnten, Wäsche z. B. von den Hecken, wo man sie zum Trocknen ausgelegt, mitnahmen, verirrtes Geflügel stahlen, und sodann unsere Beute als gefundene Dinge verkauften, für die es uns nur selten an Käufern auf den Landstraßen fehlte; zuweilen schliefen wir in einer Scheune oder in einem Stalle, den man uns aus Barmherzigkeit öffnete, andere Nächte aber brachten wir in Getreidemühlen zu, in denen wir uns ein Obdach verschafften, denn auf den Herbst war der Winter gefolgt.

Nie habe ich die Aufregungen des Spiels kennen gelernt; aber Bamboche, der später, wenn nicht durch verbrecherische, doch wenigstens durch nicht sehr scrupulöse Mittel über beträchtliche Summen zu verfügen hatte, um die er abwechselnd mit Gewinn und Verlust spielte, sagte mir, und ich begriff ihn, nichts gleiche so sehr den Gemüthsbewegungen des Spieles, als der beständige Wechsel von Furcht und Hoffnung, von Schrecken und Freude, von Ueberfluß und Entbehrung, der jeden Tag unseres Vagabundenlebens characterisirte.

Wo werden wir uns am Abend niederlegen? Wird das Almosen reichlich ausfallen, wird die Gelegenheit zum Stehlen günstig sein, wird die Einnahme der Lieder von Basquine vortheilhaft ausfallen? Und wenn sich die Gelegenheit zum Stehlen zeigte, werden wir gefangen werden? Dann welche Angst, welcher Schrecken beim Stehlen! Und wenn wir ungestraft entwendet, ungestraft verkauft, welche Freude, welcher Stolz, und besonders welche Verspottung des Bestohlenen!

Wir brachten beinahe keinen Tag ohne diese fieberhaften Gemüthsbewegungen zu. Der Zufall, das

Unvorhergesehene, diese zwei Worte faßten unser Dasein zusammen; ich habe seitdem in sehr verschiedenen Lagen gelebt, erinnere mich aber nicht, wenn nicht glücklicher, doch schneller als in dieser abenteuerlichen Epoche meines Daseins gelebt zu haben.

Wenn, abgesehen von dem Verhängniß, dem wir gehorchten, etwas die Schmach und das Gehässige unseres damaligen Benehmens zu sühnen vermöchte, so wäre es der Umstand, daß wir mit einer Art von kindischem Muthwillen handelten, und es waren, um in der Sprache dieses Alters zu sprechen, weniger Diebstähle als Schabernacke, deren wir uns rühmten; wir krabsten und der Gendarme war für uns das, was der Schulmeister für den meuterischen Schüler ist.

. . . .

Wir kamen zu einem unbedeutenden Dorfe, das wir von einer Steige der Landstraße aus, wo sich ein steinernes Kreuz erhob, in der Ferne im Thale entdeckt hatten. Der Tag war seinem Ende nahe; wir hofften an diesem Orte ein Lager für die Nacht zu finden, denn die Kälte war schneidend; wir waren im Anfang des Februar.

Wir gingen querfeldein und erreichten bald die letzten Häuser dieses Dorfes; eines derselben, eine ziemlich vereinzelte, armselige, elende Barake hatte ein Fenster nach dem Fußpfade geöffnet, dem wir folgten; auf der andern Seite des Fußpfades dehnte sich ein dicht verwachsenes Ginstergebüsche aus.

Bamboche ging voran, dann kamen Basquine und ich.

Plötzlich blieb Bamboche stehen, schaute aufmerksam durch das niedrige Fenster, machte eine Bewegung des Erstaunens und sagte dann leise, indem er sich gegen uns umwandte:

„Geld . . . vielleicht mehr als hundert Franken."

Und er empfahl uns mit einer Geberde Still=

schweigen und hieß uns durch ein Zeichen näher kommen.

Wir sahen nun durch das Fenster einen Winkel eines Stalles, der durch Hürden eines Schafpferches abgesondert war, welche nur einen schmalen Gang zwischen sich ließen. Bamboche zeigte uns mit der Fingerspitze in einer Ecke ein elendes Bett, auf welchem, durch einen Strahl der untergehenden Sonne berührt, ein Haufen von Fünf-Franken-Stücken funkelte.

Das Haus war schweigsam; durch den Stall sah man in der Ferne die offene Thüre, welche nach einem mit Mist gefüllten Hofe ging.

Nach kurzem Nachdenken sagte Bamboche zu uns: „Basquine, bleibe auf der Lauer auf dem Fußpfad; ich und Martin dringen durch dieses Fenster in das Haus; Martin schließt die Stallthüre von innen, um zu verhindern, daß man mich überrascht, während ich die Hundert-Sous-Stücke zusammenraffe, wozu ich nur einer Minute bedarf."

„Gut," sagte ich, „raffe das Geld zusammen . . . ich werde die Thüre schließen."

„Und wenn man uns verfolgt, so machen wir uns, jedes auf seiner Seite, aus dem Staube; nach Verlauf von vier bis fünf Stunden kommen wir auf der Steige der Landstraße, von wo aus wir das Dorf erblickt, wieder zusammen, Ihr wißt, an der Stelle, wo das große steinerne Kreuz steht."

„Ja," sagte ich wie Basquine, „ich weiß die Stelle, ich habe mir das Kreuz gemerkt."

Bamboche hieß durch ein Zeichen unsere Gefährtin am Ende des Fußpfades auf der Lauer stehen und sprang mit einem Satze durch das offene Fenster in den kleinen Winkel.

Ich folgte ihm, und während er nach dem elenden Bette lief, um das Geld zu nehmen, eilte ich zu der Stallthüre, . . . ich war im Begriff, diese Thüre an mich zu ziehen, als ein Mann, der aus dem Hofe kam, ohne

daß ich ihn hatte sehen können, plötzlich vor mich trat und, obgleich ein wenig erstaunt, mit sanftem Tone zu mir sagte:

„Was machst Du da, mein Kind?“

Statt zu antworten, stieß ich ein mit Bamboche verabredetes Alarmgeschrei aus, warf mich dem Manne an die Beine, faßte ihn so heftig zwischen meine beiden Arme, daß er bei diesem unvorhergesehenen Angriff das Gleichgewicht verlor, niederfiel und einige Sekunden lang vergebliche Versuche machte, um sich wieder zu erheben, mit solcher Gewalt klammerte ich mich an seine Beine an.

Ich konnte nicht lange den Vortheil in dem ungleichen Kampfe haben; dieser Mann packte mich auch bald mit einer kräftigen Hand, zog mich aus dem Stalle und führte mich in den Hof, ohne Zweifel, um mich genauer zu betrachten, denn er ahnete damals noch nicht, daß er bestohlen worden, und daß ich an diesem Diebstahle mitschuldig war.

Ich folgte dem Mann ohne den geringsten Widerstand; mit Freuden dachte ich, Bamboche und Basquine hätten Zeit, zu fliehen.

„Ah! ah!“ sagte Claude Gérard zu mir.

Er war es, und sein Ton drückte mehr Erstaunen, als Zorn aus.

„Was willst Du? Warum wirfst Du Dich so zwischen meine Beine?“

Dann mich aufmerksamer anschauend:

„Doch Du bist nicht vom Dorfe?“

Ich blieb stumm.

„Woher kommst Du? Woher bist Du?“

Ich beobachtete dasselbe Stillschweigen, denn die Verlängerung dieses Verhörs sicherte immer mehr die Flucht und die Straflosigkeit meiner Mitschuldigen.

„Sprich, mein Kind,“ sagte Claude Gérard mit väterlicher Sanftmuth zu mir, „erkläre Dich . . . das

ist nicht natürlich . . . Du zitterst . . . Du scheinst bewegt . . . Du bist bleich . . . schau mich an."

Zum ersten Male schlug ich die Augen zu Claude Gérard auf.

Er war damals Lehrer bei dieser Gemeinde, eine Function, die, so wie er sie betrachtete, einem wichtigen Priesteramte gleichkam . . . Ich erblickte vor mir einen Mann von etwa dreißig Jahren, von mittlerem Wuchse und kräftigem Aussehen, elend mit einer vielfach geflickten Blouse bekleidet; seine nackten Füße verschwanden halb in Holzschuhen, welche theilweise mit Stroh ausgestopft waren; er trug einen alten, grauen Filzhut mit plattem Boden und breiter Krämpe, denen der Kärrner ähnlich; seine scharf ausgeprägten Gesichtszüge hatten nichts Regelmäßiges, aber sie fielen mir durch den Ausdruck schwermüthiger Sanftheit und tiefen Ernstes auf.

„Du willst mir also nicht antworten, mein Kind?" fuhr Claude Gérard mit einem Erstaunen fort, in das sich eine leichte Unruhe mischte.

„Doch wenn ich bedenke," sagte er plötzlich, „ich war seit einer Viertelstunde im Hofe und sah Dich nicht eintreten; wie bist Du in den Stall gekommen?..."

Plötzlich erfaßte ihn ohne Zweifel ein Gedanke und er rief:

„Das Fenster meines Zimmers war offen, und dieses Geld?"

Dann fügte er überlegend bei:

„Nein, das ist unmöglich . . . ein Kind . . . Doch als er sich an meine Beine warf, stieß der Kleine einen Schrei aus . . . ein Signal vielleicht."

Und während er so sprach, faßte mich Claude Gérard beim Arm; er ließ mich durch den Stall gehen, wandte sich hastig nach dem, was er sein Zimmer nannte, trat ein, warf die Augen auf das Bett und sah, daß das Geld verschwunden war.

Da schüttelte er mich heftig und schrie:

„Kleiner Unglücklicher! man hat mich bestohlen, und Du wußtest es.“

Ich antwortete nichts.

„Wer hat das Geld gestohlen? . . . wirst Du antworten,“ rief er mit einer mächtigen Stimme.

Dasselbe Stillschweigen von meiner Seite.

„O mein Gott!“ sprach Claude Gérard, während er mit beiden Händen voll Verzweiflung an seine Stirne fuhr, „das Geld, das man bei mir hinterlegt hat . . . ist gestohlen . . . gestohlen . . .“

Die verzweifelte Bewegung von Claude Gérard benützend, entwischte ich ihm . . er packte mich wieder in dem Augenblick, wo ich auf das Fenster setzte.

„Die Diebe, deren Mitschuldiger dieser kleine Unglückliche ist, können nicht fern sein,“ rief er.

Dann schaute er mich mit einer Mischung von Zorn, Schmerz und Mitleid an und murmelte:

„In diesem Alter ... mein Gott! ... schon!! ...“

Und ohne etwas beizufügen zog er mich fort, ließ mich rasch den Stall und den Hof durchschreiten, hielt vor einem gemauerten Verschlage an, der etwas größer war, als ein Hundestall, und ich wurde in diesem Behältniß eingeschlossen, dessen Thüre Claude Gérard äußerlich mittelst einer kleinen eisernen Stange befestigte, welche durch zwei Ringe lief.

Als ich mich gefangen sah, suchte ich alsbald zu entweichen, doch die Wände meines Verschlages waren dick und ich besaß kein geeignetes Mittel, um mir einen Weg zu öffnen; an der sehr festen Thüre gewahrte ich einige Löcher, ich drückte mein Gesicht daran, sah und hörte aber nichts.

Da ich die Unmöglichkeit, zu entweichen, erkannte, gerieth ich in grausame Verlegenheit. Ich vergaß die Gefahren meiner Lage und dachte nur an die, welchen Bamboche und Basquine preisgegeben waren, denn wenn Claude Gérard Lärm machte, wenn alle Bewoh-

ner des Dorfes das Feld durchstreiften, so mußten die zwei Diebe nothwendig verhaftet werden. Dieser Gedanke brachte mich in Verzweiflung, jedoch vielleicht noch weniger als die Möglichkeit einer Trennung.

„Im Gefängniß wäre ich doch wenigstens mit Bamboche und Basquine," sagte ich zu mir mit der Selbstsucht der Freundschaft.

Nach Verlauf einer Stunde sah ich, geführt von einem Kinde meines Alters, ein Dutzend Kühe in den Hof kommen und sich nach dem Stall wenden; beinahe in demselben Augenblick erschien eine auf eine gewisse zierliche Weise gekleidete Frau im Hof und rief mit einer spitzigen, gebieterischen Stimme sehr ungeduldig:

„Claude Gérard!"

Bei diesem Rufe kam der kleine Kuhhirt aus dem Stall und sagte zu der Frau:

„Der Schulmeister ist nicht da, Madame Honorine."

„Wie! er ist nicht da," versetzte Dame Honorine, „und wo ist er denn?"

„Ich weiß es nicht . . es ist Niemand in seinem Zimmer und das Fenster steht offen."

„Man wird sehen, daß ich genöthigt bin, auf den Herrn Schulmeister zu warten," sagte Dame Honorine in gedrängtem Zorn, mit sich selbst sprechend.

Und sie ging einige Schritte vor meinem Verschlage mit wachsender Gereiztheit hin und her.

Es war eine Frau von ungefähr fünf und dreißig Jahren; sie hatte dicke, schwarze Augbrauen, runde, lebhaft gefärbte Wangen und eine hochmüthige Miene; sie trug ein schönes seidenes Kleid, eine goldene Kette am Hals und eine Haube mit Bandschleifen, welche ihre schwarzen, sehr glänzenden Haare sehen ließ.

Dame Honorine wetterte seit ungefähr zehn Minuten durch die Zähne, als ich Claude Gérard mit bleichem, verstörtem Gesichte zurückkehren sah.

Er war allein . . .

Mein Herz hüpfte vor Freude; Basquine und Bamboche waren gerettet . . . man hatte sie nicht einholen können.

Als Dame Honorine Claude Gérard erblickte, ging sie ihm rasch entgegen und rief, die Wangen dunkelroth vom Zorn gefärbt:

„Wissen Sie, daß ich bereits seit zehn Minuten hier auf einem Fleck stehe und auf Sie warte? Wo waren Sie? antworten Sie doch! . . . wo waren Sie?"

Der Lehrer schien kaum die Frau zu hören, er fuhr mit seiner Hand über sein verstörtes, von Schweiß übergossenes Gesicht, und murmelte tief niedergeschlagen mit leiser Stimme:

„Mein Gott! keine Hoffnung mehr! ... das Geld ist verloren!"

Es blieb mir kein Zweifel: Basquine und Bamboche hatten nichts mehr zu befürchten. Die Niedergeschlagenheit von Claude Gérard sagte es mir hinreichend.

Ebenso verwundert als zornig über das Stillschweigen des Schulmeisters rief Dame Honorine:

„Das ist doch zum Erstaunen! . . . ich spreche mit Herrn Claude Gérard und er antwortet mir nicht."

„Verzeihen Sie, Madame Honorine," sagte Claude Gérard mit bebender Stimme, „ich ging . . ."

„Was geht es mich an, wohin sie gingen . . . seit einer Viertelstunde warte ich auf Sie."

Zu meinem großen Erstaunen sprach der Lehrer kein Wort von dem Diebstahl, dessen Opfer er gewesen. Er überwand seine Aufregung und antwortete Dame Honorine mit ebenso viel Sanftmuth als Unterthänigkeit:

„Es thut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen, Madame Honorine . . . ich wußte nicht, daß Sie kommen sollten . . . Was steht zu Ihren Diensten?"

„Einmal wollte ich wissen, warum Sie die Sakristei nicht gründlich aufgeräumt und gefegt haben, wie ich es Ihnen diesen Morgen befohlen."

„Ich fing an zu fegen, doch es kam die Schulstunde, Madame Honorine, und . . .“

„Ich kümmere mich den Teufel um Ihre Schule!... die Sakristei geht ihr vor. Bezahlt man Sie, um Ihre Schule rein zu halten?“

„Es ist wahr, Madame Honorine.“

„Wenn es wahr ist, warum sind Sie so faulenzerisch? Und der Taubenschlag? Seit mehr als acht Tagen haben Sie keinen Fuß darein gesetzt, das ist ekelhaft; der Herr Pfarrer ging vorhin hinauf, und es wurde ihm übel . . . er ist wüthend gegen Sie! . . .“

„Madame . . . erlauben Sie . . .“

„Man bezahle Sie nicht, um den Taubenschlag zu reinigen, wollen Sie mir sagen; das ist zum Erbarmen! . . . als ob Sie diese kleinen Dienste dem Herrn Pfarrer nicht leisten könnten!“

„Ich leiste dem Herrn Pfarrer so viele Dienste, als ich kann,“ antwortete der Lehrer mit einer unstörbaren Ruhe und Sanftmuth. „Sobald ich einen Augenblick frei habe, werde ich den Taubenschlag reinigen, Madame Honorine.“

„Diesen Augenblick muß man eben finden.“

„Ich werde ihn finden, Madame Honorine.“

„Bei Gott, ich hoffe es wohl . . . Doch um auf etwas Anderes zu kommen: es ist für morgen früh ein Grab zu machen, deshalb schickt mich der Herr Pfarrer hierher. Doch der Herr Schulmeister muß herumstreichen . . .“

„Ein Grab . . .“ sagte rasch Claude Gérard, „für die junge Dame ohne Zweifel, es ist also vorbei?“

„Ja, es ist vorbei,“ antwortete trocken Madame Honorine, „der Herr Pfarrer hat sie nach Tische versehen, . . . er hat da eine hübsche Kaffeebohne gehabt . . . ich danke . . .“

„Arme junge Frau,“ sagte Gérard mit einem Ausdrucke schmerzlichen Mitleids, „in diesem Alter sterben . . . und so hübsch . . .“

„Ich beklage die schönen Frauen nicht, welche, obgleich Baroninnen und vornehme Damen, ihren Mann verlassen und mit ihrem Liebhaber durchgehen," versetzte spitzig Madame Honorine.

„Diese junge Dame lebte seit den zwei Jahren, die sie im Dorfe wohnte, völlig allein mit ihrer Dienerin; was hat man ihr vorzuwerfen?" sagte Claude Gérard mit ernstem Tone.

„Ja, sie lebte allein, weil sie ihr Liebhaber, ehe sie hierher kam, hatte sitzen lassen, um wieder grün zu werden, und das war wohlgethan."

„Was für ein furchtbarer Schmerz für die kleine Tochter dieser Dame?" sprach schwermüthig Claude Gérard; „sie ist wohl hierher gekommen, um ihre Mutter sterben zu sehen?"

„Der Mann muß sehr einfältig sein, daß er ihr die Tochter schickte."

„Ah! Madame, war sie nicht genug gestraft, daß sie von ihr getrennt wurde?"

„Warum hatte sie tolle Streiche gemacht?"

„Kann man einer Frau, so schuldig sie auch sein mag, den Anblick ihres Kindes verweigern, wenn sie sterbend zum letzten Male die kleine Tochter zu umarmen verlangt?"

„Ja, i ch hätte es ihr verweigert."

„Sie sind streng, Madame Honorine, sehr streng, Sie haben ein Recht dazu."

„Gewiß . . ." erwiederte Dame Honorine. „Doch Sie werden sich nicht das Recht herausnehmen, mich warten zu lassen, wie heute, hören Sie wohl! Morgen muß die Sakristei gefegt und der Taubenschlag gereinigt sein."

„Ich werde dafür sorgen, Madame Honorine."

„Ich zähle darauf," sprach die Haushälterin des Pfarrers und entfernte sich mit majestätischem Schritte.

Zehntes Kapitel.

Freiheit.

Die vollkommene Sanftmuth, die ruhige Resignation von Claude Gérard brachten einen seltsamen Eindruck auf mich hervor; ich fühlte mich gerührt; es ergriff mich etwas wie ein Gewissensbiß, daß ich an dem Diebstahl Theil genommen, der diesem Mann eine so große Pein zu bereiten schien.

Es war beinahe Nacht in dem Augenblick, wo sich Dame Honorine entfernte.

Claude Gérard wandte sich nach dem Stall, aber ohne Zweifel sich meiner erinnerd, kehrte er ungestüm um, ging auf meinen Verschlag zu, öffnete ihn und sagte:

„Folge mir!"

Ich schritt vor dem Lehrer her und begleitete ihn in das, was er sein Zimmer nannte.

Eine Umschließung aus den Hürden gemacht, deren man sich bedient, um die Heerden einzupferchen, trennte vom Stall den Winkel, welchen Claude Gérard bewohnte. Bei dem schwachen Schimmer eines Lichtes, das er anzündete, sah ich über dem elenden Bette des Lehrers ein paar mit Büchern beladene Bretter; in der Ecke, an der Wand befestigt, befand sich eine Tafel von schwarzem Holz, worauf man noch mit Kreide gezogene Ziffern erblickte, während auf einem hinkenden Tische Schreibhefte in großen Anzahl aufgehäuft waren.

Ich schaute Claude Gérard unruhig an, denn ich wußte nicht, was er thun wollte.

„Ohne Zweifel," sprach ich in meinem Innern „wird er mich nöthigen wollen, ihm meine Mitschuldigen zu entdecken, und dann wird er mich den Gendarmen

ausliefern, die mich in das Gefängniß führen, wo ich bis zu meinem achtzehnten Jahre bleiben muß: eher sterben, als Basquine und Bamboche angeben," sagte ich heldenmüthig zu mir selbst, indem ich mit schmerzlicher Angst an unsere vielleicht lange, vielleicht ewige Trennung dachte. „Wie meine Gefährten wiederfinden? Wie entschlüpfen und mit ihnen bei dem Rendezvous, das wir uns im Falle der Verfolgung gegeben, zusammenzutreffen? Sollte es nicht bereits zu spät sein?"

Ohne ein Wort an mich zu richten, nahm Claude Gérard von einem Brette ein Stück schwarzes Brod und einen Sack mit Nüssen und stellte Beides nebst einem mit Wasser gefüllten Steinkruge auf einen kleinen Tisch, schnitt etwas Brod ab, fügte ein paar Nüsse bei und sagte mit ruhigem Tone zu mir:

„Wenn Du Hunger hast, iß."

Trotz meiner Unruhe, meines Kummers, fühlte ich einen verzehrenden Hunger; seit dem Morgen liefen wir nüchtern im Felde umher; ich war also doppelt empfänglich für das gastfreundliche Anerbieten dieses Mannes, der sich so sehr über mich zu beklagen hatte.

Während ich in ein sehr hartes Brod biß und mittelst des auf dem Tische gebliebenen Messers die Nüsse aufbrach, schien mich Claude Gérard, auf seinem Bette sitzend, aufmerksam zu betrachten; nach einigen Augenblicken sagte er mit leiser Stimme, als spräche er mit sich selbst:

„Es liegen doch in dieser Physiognomie Sanftmuth und Verstand."

Plötzlich öffnete sich die Thüre des Kuhstalls, die nur mit der Klinke geschlossen war, und eine rauhe Stimme rief:

„Hollah! he! Claude Gérard!"

„Was gibt es? fragte der Lehrer, „wer ist da?"

„Ich, Bijou, der Schweinhirte des Herrn Maire."

„Was wollt Ihr?" sagte Claude Gérard, „tretet ein."

„Ich danke, ich will bei den Kühen bleiben und von hieraus sprechen, denn ich habe Eile."

„Nun, so sprecht!"

„Der Herr Maire läßt Euch sagen, Ihr sollt morgen bei Tagesanburch mit Eurer Glocke kommen, um etwas auszuschellen, das er Euch nennen wird . . . damit das Schellen vorbei sei, ehe die Leute auf das Feld gehen . . . hört Ihr . . ."

„Mein Junge, Ihr werdet dem Herrn Maire antworten, es sei dies unmöglich, denn der Herr Pfarrer habe mir befohlen, morgen bei Tagesanbruch ein Grab zu Beerdigung einer jungen Dame zu machen . . . das läßt sich nicht verschieben."

„Ah! verdammt, ich weiß es nicht . . . der Herr Maire hat es gesagt, sage ich Euch . . . Ah! und dann sind die Wäscherinnen gekommen und haben sich bei ihm diesen Abend beklagt, daß der Waschtrog ausgeputzt werden müsse, denn die Wäsche werde ganz schwarz und stinke sehr, so viel sei Koth in dem Trog; der Herr Maire hat mir auch gesagt, Ihr würdet den Waschtrog morgen nach dem Ausschellen fegen."

„Mein Junge," versetzte Claude Gérard mit einer vollkommenen Ruhe, wobei indessen eine leichte Ironie durchdrang, „Ihr werdet dem Herrn Maire sagen, da mir der Herr Pfarrer den Befehl gegeben, unverzüglich seinen Taubenschlag zu reinigen, so sehe ich mich in großer Verlegenheit zwischen dem Waschtrog und dem Taubenschlag . . . Weil jedoch der Waschtrog die Gemeinde mehr interessire, so werde ich mich mit diesem beschäftigen, sobald ich das Grab gemacht, und dann zur Stunde der Rückkehr vom Felde ausschellen."

„Ich will es ihm sagen, doch er wird über Euch wüthen, denn er ist ein Wüther wie es keinen Wüther gibt."

„Guten Abend, mein Junge," versetzte der Lehrer, der ohne Zweifel dieser Unterredung ein Ende machen wollte.

„Guten Abend, Claude Gérard," erwiederte der Schweinhirt, „ich werde also dem Herrn Maire sagen, daß Ihr morgen früh nicht läuten wollt."

Und die Thüre schloß sich wieder hinter dem Abgesandten des Herrn Maire.

Ich konnte damals noch keine bestimmte Begriffe über die Ausdehnung und die Mannigfaltigkeit der Functionen eines Schulmeisters haben, und dennoch hörte ich mit Erstaunen, wie Dame Honorine Claude Gérard von Seite des Herrn Pfarrers den Befehl gab, ein Grab zu graben, die Sakristei zu reinigen und den Taubenschlag des Geistlichen auszuputzen. Doch mein Erstaunen vermehrte sich noch sonderbar, als Bijou, der Schweinhirt des Herrn Maire, erschien und Claude Gérard im Auftrag des letzteren auszuschellen und den öffentlichen Waschtrog zu reinigen befahl.

Was mir besonders auffiel, war die Resignation voll Sanftmuth, mit der Claude Gérard diese vielseitigen Functionen zu übernehmen schien und die so verschiedenartigen Befehle zu erfüllen versprach.

Nach dem Abgange des Schweinhirten blieb Claude Gérard einen Augenblick still; dann sagte er zu mir, während er mich aufmerksam anschaute:

„Höre . . . das Geld, das man mir gestohlen hat, war nicht mein Eigenthum . . . man hatte es mir anvertraut . . . Deine Genossen sind mir entschlüpft . . . Das Geld ist für mich verloren . . . wie soll ich es zurückgeben, wenn man es von mir fordert? . . . Es waren hundert und zwanzig Franken, ich bin zu arm und nehme zu wenig ein, um je eine solche Summe ersparen zu können . . . Es steht mir nur ein Mittel zu Gebot, um zu beweisen, daß man mich bestohlen hat . . . es besteht darin, daß ich Dich, den Theilnehmer an dem Diebstahle, verhaften lasse."

Und Claude Gérard schwieg ein paar Sekunden, ohne den Blick von mir abzuwenden; seine Drohung,

welche, wie ich später erfuhr, nur eine Prüfung war, machte mich beben.

„Du fürchtest Dich, verhaftet zu werden? . . .“ sagte er zu mir.

„Allein verhaftet zu werden, ja, weil ich im Gefängniß für immer von meinen Kameraden getrennt sein werde, und ich wollte mich lieber durch einen Flintenschuß tödten lassen, als darauf Verzicht leisten, sie wiederzusehen.“

„Deine Kameraden sind diejenigen, welche mich bestohlen haben? Du liebst sie also sehr?“

„Ja . . . oh! ja . . . ich liebe sie sehr,“ antwortete ich mit Thränen in den Augen.

„Ich glaube, Du sprichst die Wahrheit . . . das kündigt bei Dir Herz an . . . Doch wie kannst Du Diebe, elende Menschen lieben, welche ohne Zweifel Deine Jugend mißbraucht haben, um Dich zu ihrem Mitschuldigen zu machen?“

Ich antwortete nicht; ich hielt es für klug, zu verbergen, daß meine Genossen von meinem Alter waren, keine Einzelnheiten über Bamboche und Basquine anzugeben und Claude Gérard in seinem Irrthum zu erhalten.

Mein Stillschweigen verlängerte sich, der Lehrer fuhr fort:

„Wer sind Deine Eltern? Wie konnten sie Dich so jung Dir selbst überlassen? . . .“

„Ich habe keine Eltern . . .“

„Du hast keine Eltern? . . .“

„Nein . . . ich bin ein Findelkind.“

„Ah! ich begreife,“ rief Claude Gérard mit einem Seufzer des Mitleids, „so ist es . . . zuerst die Verlassenheit . . . dann das Beispeil des Lasters . . . dann das Laster . . . Armes, unglückliches Geschöpf, ich habe nicht mehr die Kraft, Dich anzuklagen!“

Das schwermüthige Gesicht des Lehrers drückte nun

ein so zärtliches Mitleid aus, daß ich mich bewegt fühlte.

Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens fügte Claude Gérard bei:

„In Deinem Alter ist die Rückkehr zum Guten beinahe immer möglich . . . sprich . . . sei offenherzig . . . gestehe mir Alles . . . und vielleicht . . .“

„Ich habe nichts zu gestehen,“ erwiederte ich mit rohem Tone, „ich will Niemand angeben, lassen Sie mich in das Gefängniß bringen, wenn Sie wollen.“

Statt sich über meine Antwort zu ärgern, sprach Gérard, sanft die Achseln zuckend:

„In's Gefängniß? . . . als ich Dich ertappte, als ich sah, daß man mich bestohlen, hätte ich Dich nicht verhaften lassen, hätte ich nicht den Diebstahl angezeigt, . . . wäre ich nicht vor dem Gedanken, Dich in das Gefängniß zu schicken, zurückgewichen? Wärest Du ein Mann, so würde ich nicht zögern; der Diebstahl ist ein schändliches Verbrechen und es muß Gerechtigkeit gepflogen werden . . . Aber bei Deinem Alter, unglückliches Kind . . . darf man noch nicht ganz und gar verzweifeln . . . und es wäre jede Hoffnung für immer verloren, wenn man Dich in das Gefängniß brächte; Du würdest dort bis zu Deinem achtzehnten Jahre bleiben und als ein verhärteter, unheilbarer Verbrecher herauskommen.“

„Mein Herr, mein guter Herr, lassen Sie mich gehen,“ rief ich mit gefalteten Händen, als ich einen Strahl der Hoffnung glänzen sah. „Oh! ich flehe Sie an, lassen Sie mich noch diesen Abend gehen.“

„Und wohin würdest Du gehen?“

„Ich würde meine Gefährten einzuholen suchen.“

„Und wenn Dir dieses gelänge, was würdest Du thun?“

„Ich würde bei ihnen bleiben.“

„Um abermals zu stehlen?“

„Oh! nein . . . nicht immer . . .“

„Wie! nicht immer? . . .“

„Wir stahlen nur, wenn wir es nicht anders machen konnten.“

„Du begreifst also . . . daß es besser gewesen wäre, nicht zu stehlen?“

„Bei Gott! . . . man läuft nicht Gefahr, verhaftet zu werden. Und dann . . .“

„Und dann? . . .“

„Man sagt, es sei nicht gut, zu stehlen, doch wenn man Hunger hat, muß man essen.“

„Da Ihr nicht immer stahlet, wie lebtet Ihr die übrige Zeit?“

„Wir forderten Almosen . . . und zuweilen sang Basquine in den Schenken,“ antwortete ich unbesonnener Weise.

„Basquine?“ versetzte Claude Gérard, und schaute mich mit Erstaunen an.

Ich antwortete nicht und bedauerte, daß ich mich so vergessen hatte. Der Lehrer schwieg abermals einige Augenblicke; endlich fügte er bei, ohne daß er mein plötzliches Abbrechen bemerkt zu haben schien:

„Warum liegt Dir so viel daran, Deine Gefährten wieder einzuholen?“

„Weil wir uns einander nie zu verlassen geschworen haben,“ rief ich.

„Gewöhnlich verbindet sich ein Kind von Deinem Alter nicht durch solche Schwüre mit großen Personen,“ sagte Claude Gérard.

„Meine Gefährten sind keine große Personen,“ rief ich.

Als Claude Gérard sah, daß ich dieses zweite unwillkührliche Geständniß bedauerte, sprach er:

„Aergere Dich nicht, daß Du die Wahrheit gesprochen . . . es wird vielleicht gut für Dich und Deine Gefährten sein . . . ja, für Deine Gefährten.“

Ich schaute den Lehrer mit eben so viel Erstaunen

als Mißtrauen an; er errieth mich, denn er fuhr mit einem Tone voll Treuherzigkeit und Güte fort:

„Du mißtraust mir; sehe ich aus wie ein boshafter Mensch? habe ich Dich in dem ersten Augenblick, wo ich den Diebstahl entdeckte, mißhandelt? spreche ich hart mit Dir? zeige ich trotz Deiner schlechten Handlung nicht mehr Mitleid als Zorn? Und weißt Du, warum dies, mein armes Kind? Weil ich glaube, daß Gutes in Dir liegt, weil ich überzeugt bin, daß Du nur verirrt bist, wie es auch bei Deinen Gefährten der Fall sein mag. Sprich . . . wie alt sind sie?"

„Basquine ist zwei Jahre jünger, Bamboche zwei Jahre älter als ich," antwortete ich, unfähig, dem durchdringenden Einfluß von Claude Gérard zu widerstehen.

„Ein kleines Mädchen von diesem Alter schon Genossin von Diebstählen... und dieser Diebstahl begangen von einem andern Kinde!! Oh! das ist furchtbar," rief Claude Gérard. „Unglückliche Geschöpfe! Doch was für seltsame Umstände waren es, die Euch alle drei in eine solche Vereinigung brachten? Deine Genossen haben also auch keine Eltern mehr?"

„Nein, mein Herr."

„Und es ist vielleicht schon geraume Zeit, daß Ihr so umherschweift und auf den Landstraßen bettelt?"

„Ja, Herr, seit mehreren Monaten."

„So eben schienst Du zu hoffen, Deine Gefährten wiederzufinden, wenn ich Dich freiließe . . . Ohne Zweifel habt Ihr einen Ort des Zusammentreffens verabredet?"

„Ich habe das nicht gesagt."

„Nein, doch es ist beinahe gewiß . . . Deine Gefährten, welche ich nicht erwischen konnte, erwarten Dich ohne Zweifel irgendwo in der Umgegend dieses Dorfes."

„Ich schwöre Ihnen, nein," rief ich erschrocken über den Scharfsinn von Claude Gérard, „und über-

dies, wenn ich wüßte, wo sie sind, würden Sie mich eher tödten, als mich zwingen, sie zu verrathen."

Dann fügte ich duckmäuserisch und sehr stolz, ebenfalls meinen Scharfsinn zu zeigen, bei:

„Nur um meine Kameraden verhaften zu lassen, und um Ihr Geld wieder zu bekommen . . . wollen Sie mich ausforschen."

Claude Gérard lächelte traurig.

„Ein solcher Hintergedanke, während ich mich so nachsichtig gegen Dich zeige, ist schlimm . . . Doch wie sollte es bei dem Leben, das Du geführt hast, im Ganzen anders sein . . . Ich beklage Dich . . . mein armes Kind, ich grolle Dir nicht."

„Wenn ich dieses Leben geführt habe, so ist es nicht mein Fehler," sagte ich, gerührt durch die Sanftmuth von Claude Gérard, „wir wollten zweimal wieder ehrlich werden, doch man nahm uns auf wie Hunde . . . Nun! desto schlimmer, wir werden bleiben, wie wir sind."

„Also hattet Ihr, Du und Deine Gefährten, oft ein Bewußtsein des schlimmen Lebens, das ihr führtet, Ihr habt es oft bedauert?"

„O ja . . . mehr als einmal, und wie eines Tags Bamboche weinend sagte: Wir waren doch nicht böse."

Diese letzten Worte schienen Claude Gérard zu ergreifen; er ging einige Augenblicke stillschweigend in seinem Zimmer auf und ab, kam dann wieder zu mir und sprach:

„Höre, ich halte Dich für fähig, zum Guten zurückzukehren, würde sich ein ehrlicher Mann Deiner annehmen. Willst Du, so bleibst Du hier . . . doch ich sage Dir zum Voraus, Deine Lage wird dürftig und hart sein: das schwarze Brod, das Du diesen Abend gegessen, ist meine tägliche Nahrung; wie ich, wirst Du in diesem Stalle schlafen; Du wirst peinliche Arbeiten mit mir theilen, aber ich werde Dich einem Leben

entreißen, das Dich zum Verbrechen führt. Ich werde entwickeln, was Gutes in Dir liegt . . . ich werde Dich unterrichten... ich werde Dich in den Stand setzen, eines Tages auf eine redliche Weise Deinen Unterhalt zu gewinnen und Dein ganzes Leben hindurch ein ehrlicher Mensch zu bleiben . . . Ich fühle ein seltsames Interesse für Dich . . . und ich würde darüber erstaunen, bedächte ich nicht den Umstand, der dasselbe erzeugt, mein armes Kind, denn der entscheidende Augenblick Deines Lebens ist gekommen . . . Zu dieser Stunde sollst Du wählen zwischen dem Guten und dem Bösen."

„Mein Herr . . ."

„Höre mich noch . . . Ich habe den Wunsch, Dich bei mir zu behalten, doch ich kann Dich nicht dazu zwingen. Nimmst Du meinen Vorschlag an, so muß es freiwillig geschehen, denn Du wirst jeden Augenblick des Tages dieses Haus verlassen können. Bedenke also und fasse einen Entschluß."

Diese traurige, arbeitsame Zukunft erschreckte mich, ich antwortete nicht, und fühlte mich doch tief gerührt durch die Güte von Claude Gérard, welcher fortfuhr:

„Vernimm nun, was ich Dir in Beziehung auf Deinen Kameraden und das arme Kind, das ihn begleitet, vorschlage."

Ich schaute den Lehrer erstaunt an.

„Es ist noch frühzeitig, die Nacht ist hell, dieses Fenster ist niedrig . . . weißt Du, wo Du Deine Gefährten treffen kannst, so suche sie auf."

Und Claude Gérard öffnete das Fenster.

Der Mond war glänzend, ich sah in der Ferne das Feld und am äußersten Horizont den ziemlich hohen Bergabhang, den die Landstraße durchschnitt, wo Basquine, Bamboche und ich uns bei einem steinernen Kreuze zusammenbeschieden hatten.

Da ich die Absichten von Claude Gérard nicht begriff, so verharrte ich in stummem Erstaunen.

Er fuhr fort:

„Wenn Deine Gefährten noch das Verlangen nach einem besseren Leben hegen, so sage ihnen, ich werde zwei Personen finden, welche für sie thun, was ich für Dich zu thun Dir anbiete, doch wie die Deinige, so werde auch die Lage, welche sie erwartet, dürftig und hart sein... Du wirst ihnen auch sagen, das Geld, das sie mir genommen, gehöre nicht mir ... dieser Diebstahl könne mir grausamen Kummer verursachen. Haben Deine Gefährten noch etwas in ihrem Herzen, so werden sie mit Dir hierher zurückkommen, sie werden mir das Geld wieder bringen, das bald thöricht von ihnen verschwendet wäre ... und sie sollen eine Zufluchtstätte, Brod und guten Unterricht finden, und Ihr werdet nicht getrennt sein."

„Wir werden nicht getrennt sein? ..." rief ich.

„Nein, Deine Kameraden sollen, wie ich hoffe, in diesem Dorfe wohnen... Ihr sollt in dieser Schule Eure Tage mit einander hinbringen. Verharren im Gegentheil Deine Gefährten im Bösen, so laß sie... Bist Du selbst nicht von meinem Anerbieten gerührt, so folge ihnen... kehre nicht zurück... Doch eine grausame Reue wird Dich eines Tags bestrafen, armes Kind."

Ich blieb unbeweglich, das Auge starr auf Claude Gérard geheftet, getheilt zwischen der Erschütterung, welche seine Worte bei mir hervorbrachten, und der Furcht, in eine Falle zu gerathen.

Erstaunt über mein Schweigen, sagte Claude Gérard:

„Gehe... auf was wartest Du?"

„Ich wage es nicht... Sie wollen mich vielleicht täuschen."

Claude Gérard zuckte die Achseln und erwiederte mit einer engelischen Langmuth:

„Dich täuschen? ... wie könnte ich das? — sieh', ich halte Dich für hinreichend entschlossen, um meinen Drohungen zu widerstehen, wenn ich Dich zwingen wollte,

mir den Ort zu nennen, wo Deine Kameraden Dich erwarten."

„Oh! was das betrifft, ja, Sie würden mich eher tödten."

„Nun!... ich lasse Dich allein gehen."

„Und wenn Sie mir von ferne folgen?"

„Es ist Mondschein, die Gegend ist offen, siehst Du, daß ich Dir folge, so bleibst Du stehen."

Mein hartnäckiges Mißtrauen fand auf diese Einwürfe nichts zu antworten, und ich blieb stumm.

„Vorwärts," sagte Claude Gérard, „beeile Dich, es sind bereits drei bis vier Stunden, daß der Diebstahl begangen worden ist... wenn Deine Gefährten Dich nicht kommen sehen, können sie des Wartens müde werden... beeile Dich."

Ich gestehe, obgleich durchdrungen von den Beweisen des Mitleids, der Theilnahme, welche Claude Gérard für mich offenbarte, dachte ich nur an die Hoffnung, Basquine und Bamboche wiederzufinden und mit ihnen unser Vagabundenleben fortzusetzen, sollten sie die Anerbietungen, die ich ihnen überbrachte, ausschlagen.

Ich lief nach dem Fenster.

In dem Augenblick, wo ich hinaufsteigen wollte, hielt mich Claude Gérard zurück und sagte mit bewegter Stimme, indem er die Hände nach mir ausstreckte:

„Umarme mich, mein unglückliches Kind... Gott berathe Dich und führe Dich zurück, sei es allein, sei es mit Deinen Gefährten."

Ich warf mich in die Arme von Claude Gérard, ohne meine Thränen zurückhalten zu können, denn wiederholt hatte ich während dieses Gespräches meine Augen feucht von Rührung gefühlt; sollte ich durch die unaussprechliche Nachsicht, durch die väterliche Güte, mit der mich dieser Mensch behandelte, mich, den Genossen einer bösen Handlung, welche für ihn so traurige Folgen haben konnte, unbewegt bleiben? Dann waren bei dem Tone seiner Stimme die heilsamen Gewissens-

bisse wieder erwacht, deren Einfluß meine Gefährten und ich wiederholt empfunden hatten. Ohne meine blinde Zuneigung für Basquine und Bamboche hätte ich auch vielleicht den edelmüthigen Vorschlag von Claude Gérard angenommen, doch ich entriß mich seinen Armen und stürzte nach dem Fenster.

Aber in dem Augenblick, wo ich den Fuß hinaussetzen wollte, zögerte ich eine Sekunde, das schützende Asyl zu verlassen, das mir geboten war.

Mein Herz schnürte sich grausam zusammen, es kam mir vor, als verzichtete ich für immer auf das Gute; doch die Erinnerung an die Freunde meiner Kindheit gewann die Oberhand und ich sprang durch das Fenster.

Anfangs lief ich einige Schritte gerade aus, dann aber bedachte ich, wie undankbar es wäre, mich zu entfernen, ohne ein Wort der Erkenntlichkeit zu Claude Gérard zu sagen... ich blieb stehen, und wandte mich um.

Beim Mondscheine sah ich den Lehrer auf dem Fenstergesimse sitzen; er folgte mir mit einem Blicke voll Traurigkeit.

„Leben Sie wohl, mein Herr," sagte ich, das Herz von tiefer Rührung erfüllt, „ich danke Ihnen, daß Sie so gut gegen mich gewesen sind und mich nicht haben festnehmen lassen."

„Ich kann mich nicht entschließen, Dir Lebewohl zu sagen, mein armes, liebes Kind," antwortete der Lehrer mit bewegter Stimme, „laß mich auf Deine Rückkehr hoffen. Du kannst unmöglich unempfindlich gegen das bleiben, was ich Dir gesagt, was ich Dir angeboten habe," fügte er mit einer herzzerreißenden Traurigkeit bei, „denn sonst wäre nichts mehr von Dir zu erwarten . . . Dein Geschick gehe in Erfüllung."

„Ich glaube, daß ich nicht zurückkommen werde, mein Herr," sagte ich den Kopf schüttelnd, „es ist ein Abschied für immer."

Und ich entfernte mich rasch in der Richtung der

Landstraße, wo wir uns im Falle einer Verfolgung zusammenbeschieden hatten.

Die Gewohnheit eines Vagabundenlebens hatte mir ein großes Gedächtniß für Oertlichkeiten verliehen; ich fand auch ziemlich leicht meinen Weg durch ein Irrsal von Fußpfaden, die das Feld durchschnitten.

Nachdem ich eine Viertelstunde gegangen war, blieb ich auf einer Anhöhe stehen, von wo aus ich das kleine Fenster des Lehrers sehen konnte; es glänzte in der Ferne schwach erleuchtet; auf diesem bleichen Lichte sah ich die Silhouette von Claude Gérard hervortreten, der immer noch auf dem Rande seines Kreuzstockes saß und mir ohne Zweifel fortwährend mit dem Blicke folgte.

Ich stieg den Abhang der Anhöhe herab, wo ich stille gestanden war. Das Haus verschwand aus meinen Augen und ich setzte hastig meinen Lauf fort.

Je mehr ich mich von diesem Leuchtthurme des Heiles entfernte, desto schwächer wurden meine guten Entschließungen.

Ich dachte an die harte, dürftige Lage, der ich mich überantwortet haben würde, wenn ich die Anerbietungen von Claude Gérard angenommen hätte, und indem ich mit der Zukunft, die er mir vorschlug, das müßige, lustige Vagabundenleben verglich, dieses Leben voll von Zufällen, deren aufreizenden Zauber ich bereits gekostet, dieses Leben endlich getheilt mit den zwei Freunden meiner Kindheit, begriff ich mein vorhergehendes Zögern nicht mehr und schmähte mich wegen meiner Schwäche.

Nach Verlauf einer Stunde gelangte ich auf die Landstraße; ich sah in der Ferne auf der Spitze der Steige das steinerne Kreuz, bei dem wir uns im Falle einer Verfolgung zusammenbeschieden hatten.

Verlassen und stillschweigend, war die Landstraße vom vollen Mondscheine übergossen.

Ich glaubte mit Sicherheit darauf rechnen zu dürfen, ich würde meine Gefährten treffen. Sie hätten ohne Gefahr fliehen können, doch sie mußten eine leb-

hafte Unruhe in Beziehung auf mich fühlen; ich hielt sie für unfähig, die Gegend zu verlassen, ohne wenigstens einen Versuch zu machen, sich mir zu nähern. Ich wollte sie so schnell als möglich unterrichten, blieb, obgleich mich noch eine ziemlich große Entfernung von dem Orte unserer Zusammenkunft trennte, stehen und stieß einen Bamboche und Basquine bekannten Schrei aus.

Ich kann nicht sagen, mit welcher Angst, mit welchem Herzklopfen ich die Antwort auf mein Signal erwartete.

Meine Erwartung wurde getäuscht.

Nichts antwortete.

„Sie sind zu weit entfernt ... sie können mich nicht hören," sagte ich zu mir und lief nach dem steinernen Kreuze, dessen Arme hell erleuchtet glänzten, während das massige Piedestal in einem dichten Schatten verschwand.

Durch die Schnelligkeit meines Laufes gelangte ich trotz der Abschüssigkeit der Steige, in wenigen Minuten an den Fuß des Kreuzes.

Meine Gefährten fanden sich nicht.

Vergebens schaute ich in die Ferne, denn der Höhenpunkt, auf welchem ich mich befand, beherrschte die zwei der Straße entgegengesetzten Steigen; ich sah Niemand; mit gebrochenem Herzen rief ich, schrie ich.

Keine Stimme erwiederte meinen Ruf, mein Geschrei.

Erschöpft vor Müdigkeit, keuchend, verzweifelnd, warf ich mich sodann an den Fuß des Kreuzes, zerfloß in Thränen und litt tausend Tode, daß mich meine Gefährten so abscheulich verließen. Plötzlich fühlte ich meine Hände, die den Boden berührten, ganz befeuchtet: ich schaute auf die Seite und sah eine breite, schwärzliche Lache, in deren Mitte ich ein ziemlich großes Stück weißlichen Stoffes erblickte; ich nahm es, und drei Fünffrankenthaler, die es verbarg, glänzten im Mondschein.

Doch wie erschrak ich, als ich in dem Stücke Stoff das schlechte kleine Halstuch erkannte, das Basquine am Tage getragen hatte! Dieses kleine Halstuch war ganz mit Blut befleckt und die schwärzliche Feuchtigkeit, welche meine Hände benetzt hatte, war eine Blutlache.

Das Halstuch, die drei zufällig auf den Boden gefallenen oder hier vergessenen Geldstücke bewiesen mir hinreichend, daß Basquine und Bamboche, dem gegebenen Rendezvous entsprechend, nach dem Diebstahl sich auf diesem Platze eingefunden hatten, um mich zu erwarten; doch was war ihnen hernach begegnet? War es das Blut von Basquine? War es das Blut von Bamboche, das die Erde durchnäßte? Durch welches geheimnißvolle Ereigniß war dieses Blut vergossen worden?

Alle diese furchtbaren Gedanken durchkreuzten gleichzeitig meinen Kopf. Ich fühlte, wie mein Geist sich verwirrte, es erfaßte mich ein Schwindel, und ich stürzte, das kleine Halstuch von Basquine in meinen Händen haltend, bewußtlos an dem Fuße des Kreuzes nieder.

Eilftes Kapitel.

Zögerung.

Ich weiß nicht, wie lange ich in diese Vernichtung, ohne mehr etwas zu sehen, zu denken, versunken blieb; als ich aber wieder zu mir kam, herrschte rings umher schwarze Nacht und der Mond war verschwunden. Ich sammelte meine Erinnerungen; die drei Geldstücke und der kleine blutige Shawl, den ich in meiner Nähe fand, riefen mir die Wirklichkeit zurück.

Was thun? Was beschließen?

Den Tag abwarten, um Basquine und Bamboche aufzusuchen? Wie konnte ich hoffen, sie wiederzufinden? In welcher Richtung sollte ich meine Nachforschungen vornehmen? Und das frisch vergossene Blut, war es ihr Blut, war es sein Blut? War Eines von ihnen schwer verwundet, getödtet vielleicht, wohin hatte sich das Andere geflüchtet? In welches Asyl hatte man das Verwundete gebracht? Wo hatte man den Leichnam verborgen?

Mein Geist verwirrte sich inmitten dieser schmerzlichen Ungewißheiten, es bot sich mir kein möglicher oder ausführbarer Entschluß.

Müde, einen Ausweg aus dieser Verwirrung zu suchen, dachte ich an Claude Gérard und an seine edelmüthigen Anerbietungen.

Ich fühlte mich allerdings wenig angezogen durch den Gedanken, dieses umherschweifende, abenteuerliche Leben fortzusetzen, das mich hauptsächlich gereizt hatte, weil ich es mit Basquine und Bamboche theilte.

Andererseits hatte mir Claude Gérard offenherzig gesagt, ich müßte mich, wenn ich seine Anerbietungen annähme, in ein Leben der Entbehrungen, der Arbeit fügen. Die Gewohnheit der Nichtsthuerei und der Unabhängigkeit war aber bereits so sehr bei mir eingewurzelt, daß ich nicht ohne ein gewisses Bangen diese lange Reihe freudloser und von thätiger Arbeit eingenommener Tage erblickte, die mich bei dem Lehrer erwarteten; ich fand jedoch bei ihm ein, wenn auch hartes, dürftiges, aber sicheres Dasein; überdies würde mir vielleicht, obgleich eine große Verschiedenheit des Alters zwischen ihm und mir stattfand, seine Zuneigung den Verlust oder die Entfernung der Freunde meiner Kindheit ertragen helfen.

Das bei mir so natürliche und lebhafte Liebesbedürfniß hatte sich, weit entfernt, schwächer zu werden, durch die Ausübung aufopfernder Ergebenheit, die mir

meine zärtliche Freundschaft für meine Gefährten eingeflößt, nur noch vermehrt; es schien mir auch grausam, daß ich mich darein fügen sollte, fortan allein zu leben, denn ich wußte aus Erfahrung, wie viel ich Mühe hatte, einen Freund zu finden.

In Folge dieser Betrachtungen neigte sich die Wage immer mehr auf die Seite von Claude Gérard, obgleich ich fühlte, daß nie zwischen ihm und mir Innigkeit, Vertrauen, Kameradschaft eintreten könnten . . . Er imponirte mir ungemein, und ich kannte mich schon hinreichend, um vorherzusehen, daß der mit Achtung gemischte Eindruck der Dankbarkeit nie sich in eine zärtliche Vertraulichkeit verwandeln würde.

Ich weiß nicht, wie lange dieses, ich muß es gestehen, für mich nicht sehr ehrenvolle Zögern gedauert haben würde, hätte mich nicht plötzlich ein seltsamer Gedanke berührt.

Nie hatte ich mein Zusammentreffen mit dem reizenden kleinen Mädchen, genannt Regina, vergessen, das ich in dem Walde von Chantilly entführt, eine Entführung, welche trotz der schlimmen Rathschläge von Bamboche sehr unschuldig geblieben war; denn meine Verwegenheit beschränkte sich auf einen Kuß, den ich auf die bleiche, eisige Stirne dieses unglücklichen Kindes drückte, das ich ohnmächtig in meinen Armen bis zu dem Augenblick forttrug, wo Bamboche und ich, erschrocken durch die Annäherung einer Runde von Jagdgendarmen, unsere Gefangenen, den Vicomte Scipion und Regina, losließen.

Hingerissen durch das Beispiel der Liebschaften von Bamboche, der ohne Zweifel in mir eine frühzeitige Empfänglichkeit geweckt hatte, wurde ich gleich von Anfang an und blieb leidenschaftlich in Regina verliebt, deren Andenken mir stets gegenwärtig war.

Meine Freunde spotteten zuerst über mich, nahmen aber endlich meine Liebe ganz im Ernste. Oft hatten unsere Gespräche während unserer abenteuerlichen Wan-

derungen keinen andern Gegenstand. Was die hundert mal von uns verhandelten Mittel betrifft, mich Regina zu nähern und mir ihre Liebe zu erwerben, wenn ich groß wäre, so muß ich darauf Verzicht leisten, sie in ihrer Ausschweifung oder in ihrer Roheit zu schildern; ein einziges war indessen weniger wahnsinnig, weniger plump als die andern: wenn wir das Alter hätten, sollten wir, ich und Bamboche, Soldaten und Basquine Markedenterin werden. (Wir konnten uns nicht trennen und unserer Ansicht nach gab es keine Soldaten ohne Krieg.) Durch meinen Muth wurde ich etwas wie Kapitän oder General; dann heirathete oder entführte ich Regina, diesmal im Guten.

So albern auch dieser kindische Roman war, so liebkoste ich ihn doch endlich mit einer unbestimmten Hoffnung, und seltsamer Weise, wovon ich meinen Freunden ein Wort zu sagen mich wohl hütete, fühlte ich oft, wenn ich an Regina dachte, ein gewisses Bedauern hinsichtlich des schlechten Lebens, das wir führten, und trotz des Beispiels von Bamboche sagte mir ein unerklärlicher Instinkt, es liege etwas Ehrbares, Reines, Erhabenes in der Liebe.

Unter der Unruhe, unter dem Schmerz, worein mich die Befürchtungen versetzten, die mir das Schicksal meiner verschwundenen Freunde einflößte, hatte sich die Erinnerung an Regina Anfangs nicht in meinem Geiste geregt; doch inmitten der Schwankungen in Betreff des Anerbietens von Claude Gérard dachte ich an Regina und sagte zu mir:

„Um nichts in der Welt hätte ich mich von meinen Freunden getrennt; da jedoch dieses Unglück geschehen ist, so scheint es mir, daß ich mich, wenn ich die Rathschläge von Claude Gérard befolge, Regina nähere, und dieser Gedanke wird mir die Lage, die mich erwartet, minder hart, minder peinlich machen."

Zu dieser Stunde, wo ich aus so vielen Ursachen ängstlich meine geringsten Erinnerungen in Beziehung

auf Regina befrage, entsinne ich mich vollkommen, daß, so außerordentlich es mir auch vorkommt, der entscheidende Grund, der mich nach dem Hause des Lehrers zurückführte, der Gedanke war, ich könnte mich dadurch, daß ich besser würde, Regina nähern.

. . . .

Ich hob den blutigen Shawl von Basquine und die drei Geldstücke auf und kehrte zu dem Dorfe zurück.

Als ich auf die kleine Anhöhe kam, von wo aus man das Haus des Lehrers erblickte, sah ich das Fenster noch beleuchtet.

„Er erwartet mich,“ sagte ich zu mir.

Und ich fühlte, ich weiß nicht warum, eine gewisse feindselige Regung gegen den Lehrer in mir. Die Sicherheit der Vorhersehung demüthigte mich im höchsten Grade; trotz meiner so eben erst gefaßten guten Entschließungen hatte ich den Willen, wieder umzukehren . . . Ich besaß fünfzehn Franken, die Trümmer des von uns begangenen Diebstahls . . . Dies war hinreichend, um mehrere Tage davon zu leben . . . Als ich mich jedoch erinnerte, daß diese Geldstücke mit dem Blute von Basquine oder Bamboche gefärbt waren, empfand ich einen Abscheu gegen diese Quelle, und es erfaßte mich eine seltsame Bedenklichkeit, die sich bei dem Gedanken, mir meinen Theil an der Beute, die wir bei Claude Gérard gemacht, zuzueignen, nicht in mir gerührt hatte . . . Ich setzte also meinen Weg fort.

Einige Schritte von dem Hause des Lehrers blieb ich im Schatten stehen und beobachtete aufmerksam Claude Gérard durch das offenstehende Fenster.

Bei diesem Studium, das ich an mir selbst und meinem Gewissen gegenüber vornehme, will ich nichts vergessen, besonders wenn es sich um schlimme Gefühle handelt, die ich seitdem, wenn nicht besiegt, doch energisch bekämpft habe.

Ich beobachtete Claude Gérard nicht . . . ich bespähte ihn mit einer gewissen Bitterkeit. Er sollte

fortan mein Herr sein, und während er sich allein glaubte, wollte ich auf seinem Antlitz zu ergründen suchen, ob er ein Anderer war, als er sich mir gezeigt hatte.

Vor einem kleinen Tische sitzend, hatte der Lehrer seine Stirne auf die linke Hand gestützt, indeß er mit der rechten langsam schrieb.

Nach einigen Augenblicken schien die Feder seinen Fingern zu entschlüpfen; dann warf er den Kopf zurück, blieb so unbeweglich, seine beiden krampfhaft zusammengezogenen Hände heftig auf seine Schläfe drückend, und ich sah zu meinem großen Erstaunen sein Gesicht in Thränen gebadet. Er wandte seine Augen mit einem herzzerreißenden Ausdruck dem Himmel zu.

Bald aber trocknete Claude Gérard seine Thränen mit umgekehrter Hand, stand auf und ging mit hastigen Schritten auf und ab.

Neugierig, unruhig folgte ich allen seinen Bewegungen. Nachdem er so in seinem Zimmer umhergegangen war, näherte er sich dem geöffneten Kreuzstock und sprach nach einem langen, durch mehrere tiefe Seufzer unterbrochenen Stillschweigen:

„Ach! das arme Kind wird nicht zurückkommen, es ist verloren, ich täuschte mich . . .“

Und das kleine Fenster schloß sich wieder.

Mein Mißtrauen und meine duckmäuserischen Hintergedanken wichen abermals einer sanften Anziehung, welche Claude Gérard über mich ausübte. Um meine Späherei nicht vermuthen zu lassen, wartete ich einige Augenblicke, ehe ich an die Scheibe klopfte.

Kaum hatte ich schüchtern angeklopft, als das Fenster sich öffnete.

Es ist mir, als hörte ich noch den Ausruf des Erstaunens, der Freude, der meine Ankunft begrüßte.

Mit einem Sprunge war ich im Zimmer. Claude Gérard drückte mich mit unaussprechlichem Glücke an sein Herz.

„Gott sei gelobt," sagte er, „nein, nein, ich hatte mich nicht getäuscht — armes, liebes Kind, ich hatte Dich richtig beurtheilt."

Aber nachdenkend fügte er bei:

„Und Deine Gefährten? vermochte sie Dein Beispiel nicht zu bestimmen?"

Ich erzählte Claude Gérard meine vergeblichen Nachforschungen und zeigte ihm das blutige Halstuch von Basquine und die drei Geldstücke.

„Es ist vielleicht ein Verbrechen begangen worden," sprach er mit ernster Miene. „Morgen werde ich, ohne Dich als Genossen des Diebstahls zu gefährden, ein Mittel zur Aufklärung dieses Geheimnisses zu finden suchen . . . Sei unbesorgt, mein Kind, und ruhe besonders von den schmerzlichen Aufregungen dieses Tages aus; wirf Dich auf mein Bett . . . Du wirst dort besser sein . . . ich will mich im Stall niederlegen . . . Morgen erzählst Du mir Deine Vergangenheit und wir sprechen von der Zukunft . . . Gehe! gute Nacht . . . Dein Name . . . wie heißt Du?"

„Martin, mein Herr."

„Martin!" rief Claude Gérard erbleichend . . . „Martin," wiederholte er mit einem unbeschreiblichen Ausdruck . . . „Und Du kennst weder Deinen Vater noch Deine Mutter?"

„Nein, mein Herr. So weit ich mich erinnern kann, diente ich als Gehülfe bei einem Maurer, und dann wurde ich von Gauklern aufgehoben, die ich vor einigen Monaten verließ, um zu betteln."

„Ich war ein Narr . . ." sagte Claude Gérard mit sich selbst sprechend. „Welch ein Gedanke! . . . es ist unmöglich. Doch dieser Name . . . das seltsame Interesse, das mich für dieses Kind erfaßt . . . Oh! dieses Interesse hätte ich für jedes andere unglückliche Geschöpf gefühlt, das in den Abgrund zu stürzen im Begriffe gewesen wäre . . . Aber dieser Name . . . die-

ser Name . . . mir scheint, er wird machen, daß ich das Kind noch mehr liebe."

Dann sich an mich wendend:

„Erinnerst Du Dich keines Umstandes von . . . aber nein, schlafe . . . schlafe, mein Kind . . . morgen wird es noch Zeit sein, zu plaudern."

„Ich habe keine Lust, zu schlafen, mein Herr, ich bin zu traurig."

„Nun, so erzähle mir, wie Du es kannst, mit wenigen Worten, aber ganz offenherzig, Dein Leben bis auf diesen Tag."

Und ich erzählte Claude Gérard Alles, beinahe Alles; ich verbarg ihm nur meine Liebe für Regina.

Meine naive, aufrichtige Erzählung rührte und erzürnte abwechselnd meinen neuen Meister; er offenbarte mir den Abscheu, den la Levrasse, die Mutter Major u. s. w. ihm einflößten, und das Schicksal von Basquine erfüllte ihn mit Schmerz. Wenn er Bamboche anschuldigte, so bedauerte er ihn auch. Im Verlaufe meiner Erzählung sagte mir Claude Gérard wiederholt, er beklage bitterlich das Verschwinden meiner zwei Gefährten, denn nach dem, was ich ihm von ihnen mittheile, bezweifle er durchaus nicht ihre Rückkehr zu besseren Gefühlen.

Als ich zu der Erzählung unseres letzten Versuches gelangte, um die Unterstützung der kleinen Reichen zu erhalten, die wir im Walde von Chantilly getroffen hatten, nannte ich den Vicomte Scipion Duriveau, ein Name und ein Titel, deren ich und meine Gefährten uns oftmals erinnert hatten, sei es, um über diesen einem Kinde gegebenen Titel zu spotten, sei es, um uns die frühreife Frechheit und Bosheit dieses kleinen Reichen wieder in das Gedächtniß zu rufen.

Kaum hatte ich den Namen Duriveau ausgesprochen, als Claude Gérard von seinem Stuhle aufsprang; seine Züge offenbarten einen so jähen, einen so scharfen Schmerz, als ob er im Herzen getroffen worden wäre.

Nach einer langen, schweigsamen Niedergeschlagenheit, sagte er mit einem schmerzlichen Lächeln zu mir:

„Du auch . . . nicht wahr, auch Du sprichst den Namen Duriveau mit Schmerz und Widerwillen aus?“

„Bei Gott!“ erwiederte ich, erstaunt über diese Frage, „der kleine Vicomte, wie ihn seine Bedienten nannten, benahm sich so boshaft, so verächtlich gegen uns . . .“

„Wohl,“ rief er, „auch ich spreche diesen Namen . . . mit Schmerz . . . mit Widerwillen aus . . . das wird ein Band mehr zwischen uns sein . . .“

„Sie kennen also diesen kleinen Vicomte?“ sagte ich, „er hat sich auch gegen Sie boshaft und verächtlich benommen?“

„Nein . . . aber sein Vater . . . oh! sein Vater . . . nie . . . nie werde ich . . .“

Dann unterbrach sich Claude Gérard, fuhr mit der Hand über seine Stirne und sagte die Achseln zuckend zu sich selbst:

„In der That, der Schmerz macht mich ganz verwirrt . . . Was will ich diesem Kinde erzählen? . . . Oh! meine Erinnerungen . . . . meine Erinnerungen . . . .“

Und nach einem tiefen Seufzer sprach er zu mir:

„Fahre fort, mein Freund.“

Ich beendigte meine Beichte durch die Erzählung dessen, was uns seit dem Zusammentreffen mit den kleinen Reichen begegnet war: Vagabundiren, Bettlerei, Diebstahl . . . ich verbarg nichts.“

Nachdem er voll Theilnahme zugehört, umarmte mich Claude Gérard und sprach:

„Ich beglückwünsche mich, wenn es möglich ist, noch mehr, Dir entgegengekommen zu sein, mein Kind . . . Wäre noch etwas mehr Zeit mit Deinem umherschweifenden Leben vergangen, so würde Deine Wiederher-

stellung, wenn nicht unmöglich, doch wenigstens sehr schwierig gewesen sein . . . Was Dich unterstützt, was Dich halb gerettet hat, siehst Du, es ist die Freundschaft, es ist die ergebene, tiefe Zuneigung, die Du für Deine Freunde hegtest und die sie für Dich hegten. Es genügte das Vorhandensein eines einzigen guten, edlen Gefühles in Deinem Herzen und in dem ihrigen, um Eure Seelen vor gänzlicher Verdorbenheit zu bewahren . . . Ja, weil Ihr geliebt habt, seid Ihr besser geblieben, als so viele Andere an Eurem Platze! . . . Oh! gesegnet sei die Liebe," sprach Claude Gérard mit einem unbeschreiblichen Ausdruck; „sie kann den Menschen retten, wie sie die Menschheit zu retten vermag."

Ich weiß nicht, warum mich die Worte von Claude Gérard vielleicht noch schmerzlicher, als ich es bis dahin gefühlt, an den Verlust meiner Gefährten erinnerten; ich zerfloß in Thränen.

„Was hast Du?" fragte er mich voll Güte.

„Nichts," erwiederte ich, indem ich meine Thränen zurückzuhalten suchte, denn ich befürchtete Claude Gérard durch mein Bedauern zu verletzen.

„Sprich, mein Kind," sagte Claude Gérard mit jener durchdringenden, sanften Stimme, deren Einfluß ich bereits unterlag . . . „sprich, gewöhne Dich daran, mir Alles zu sagen . . . Hast Du schlecht gedacht . . . hast Du schlecht gethan . . . ich werde Dich nicht schmähen, ich werde Dir das Böse und das Warum des Bösen zeigen."

„Nun, mein Herr . . . als ich heute Nacht diesen Shawl und diese Geldstücke mitten in einer Blutlache fand, als, nachdem ich meine Gefährten gerufen, nichts mir antwortete, fühlte ich einen tiefen Kummer und ich war wie betäubt vom Schmerz; aber nun kommt es mir vor, als wäre meine Pein noch größer . . ."

„Und das muß so sein, mein Kind, Du mußt Dich hierauf gefaßt machen; diese Pein wird noch zunehmen

... Weder heute noch morgen wirst Du am Lebhaftesten die Abwesenheit Deiner Gefährten empfinden. Die Veränderung der Lage, Deine neuen Beschäftigungen werden Dich Anfangs zerstreuen; doch in einiger Zeit und besonders in Deinen Tagen der Traurigkeit und der Entmuthigung wirst Du den Verlust Deiner Freunde bitter beklagen. Freundschaften, welche wie die Eurige schon in der Kindheit, inmitten gemeinschaftlich erlebter Unglücksfälle entstanden sind, lassen im Herzen unzerstörbare Wurzeln, im Geiste unauslöschliche Erinnerungen zurück; solltest Du nach Verlauf von zehn, von zwanzig Jahren diese Gefährten Deiner Jugend wiederfinden, mein liebes Kind, so wäre Deine Liebe für sie eben so lebhaft, als zu dieser Stunde ..."

Ich schaute Claude Gérard unruhig an; er fuhr fort:

„Mit einem Andern würde ich anders sprechen; doch nach der Erzählung von Deinen ersten Jahren, nach der Kenntniß, die ich bereits von Deinem Charakter zu haben glaube, bin ich überzeugt, daß Du Muth, guten Willen, Verstand genug besitzest, um die Wahrheit ohne Verkleidung zu hören; ja, Du bist stark genug, daß ich Dich von gewissen unvermeidlichen Entmuthigungen unterrichten kann, unter denen Du leiden wirst, doch ohne daß sie Dich überraschen werden... Noch ein Wort, Martin; versprich mir Deine Schmerzen, Deine Zweifel, Deine schlimmen Gedanken, wenn Du solche hast, anzuvertrauen ... Versprich mir besonders, falls Dir die Lage, die ich Dir biete, zu traurig erscheinen sollte, es mir offenherzig zu sagen, statt heimlich von hier wegzulaufen. Und nun, mein Kind, suche ein wenig auszuruhen, der Tag wird bald anbrechen und ich bedarf selbst des Schlafes. Gute Nacht, Martin."

Nach diesen Worten ließ mich Claude Gérard auf sein Bett liegen, blies sein Licht aus, und bald hörte ich, wie er sich im Stall auf der Streu ausstreckte.

Vergebens suchte ich den Schlaf, dessen Bedürfniß ich fühlte; ich war zu sehr aufgeregt und fing an über die Worte von Claude Gérard nachzudenken.

Es war seltsam: vielleicht gerade dadurch, daß er, indem er mir die Zukunft unter herben Farben zeigte, sich nicht gefürchtet hatte, an meinen Muth, an meinen guten Willen, an meinen Verstand sich zu wenden, fühlte ich mich in meinen eigenen Augen erhoben und geneigt, kühn dieser Zukunft zu trotzen, deren unfreundliche Seiten er mir nicht verbarg; meine Neugierde war auch lebhaft erregt durch die Art und Weise, wie Claude Gérard die rohen Maximen von Cul-de-jatte aufnahm, von dem ich kurz gesprochen und dessen Apostel ich ein wenig geworden war; mein neuer Herr verdammte diese Grundsätze nicht, er entrüstete sich nicht darüber, er beschränkte sich nur darauf, traurig zu lächeln. Ich suchte mir diese scheinbare Duldsamkeit zu erklären, indem ich mir sagte, das Leben von Claude Gérard sei ohne Zweifel ein Beweis mehr zu Unterstützung der Theorie des Cul-de-jatte; denn obgleich ich meinen Beschützer kaum kannte, so sprachen doch seine Großmuth gegen mich, die Redlichkeit, der Adel seiner Gefühle hinreichend für die Güte, für die Erhabenheit seines Herzens, während Alles, was ihn umgab, das Elend und die Entbehrungen bezeichnete, unter denen er leiden mußte.

Besiegt durch die Müdigkeit entschlummerte ich inmitten dieser Betrachtungen; aber es war nur ein leichter, unruhiger Schlaf, denn nach Verlauf von ungefähr zwei Stunden erwachte ich bei dem Geräusch, das Claude Gérard, in sein Zimmer eintretend, machte, obgleich er die Aufmerksamkeit hatte, sehr vorsichtig zu gehen.

Ich richtete mich sogleich auf. Diese zwei Stunden Schlummer hatten mein Blut beruhigt, erfrischt.

„Ich wollte Dich nicht aufwecken," sagte Claude

Gérard mit dem Tone des Bedauerns zu mir, „doch das Uebel ist geschehen, suche wieder einzuschlafen.“

„Ich danke, Herr, ich habe für heute genug geschlafen . . . wenn Sie mir etwas befehlen wollen, so bin ich bereit.“

Und ich stellte mich auf meine Beine.

„Nein, mein Kind, für jetzt habe ich ein trauriges Geschäft zu verrichten.“

„Das Grab der armen jungen Dame zu bereiten?“ sprach ich.

„Wer hat Dir das gesagt?“ fragte er mich erstaunt.

„Gestern,“ antwortete ich die Augen niederschlagend, „gestern, als Sie mich in den kleinen Verschlag einschlossen, während Sie meinen Gefährten nachliefen, sah ich eine dicke Dame hierher kommen und hörte sodann bei Ihrer Rückkehr, wie Sie mit ihr sprachen.“

„Gut, ich begreife nun . . . ja, mein Kind, ich will ein Grab bereiten.“

„Wollen Sie mich mitnehmen, mein Herr? Ich werde Ihnen helfen, ... und dann möchte ich auch lieber Ihnen folgen, als hier bleiben.“

„Es sei,“ sagte Claude Gérard mit einem schwermüthigen Seufzer. „Es ist eben so gut, da Du wenigstens für einige Zeit mein Leben theilen sollst: dieser Tag wird für Dich eine Prüfung, eine Einweihung sein. Auf . . . komm.“

Ich folgte Claude mit dem Auge; er nahm im Kuhstall ein Grabscheit und eine Haue.

„Soll ich diese Sachen tragen, Herr?“

„Nimm das Grabscheit, mein Kind, es wird weniger schwer sein.“

Ich nahm das Grabscheit; mein Herr machte einige Schritte und traf an der Thüre des Stalles den Kuhhirten, der vertraulich und mit einem plumpen Gelächter zu ihm sagte:

„Ihr werdet heute eine herrliche Schule haben, Claude Gérard.“

„Wie so, mein Junge?“

„Ihr bekommt heute mehr Schüler, als gestern.“

„Erklärt Euch. Wer sind diese neuen Schüler?“

„Ei, ei, meine Kühe.“

„Eure Kühe? Seit einiger Zeit sind sie doch auf dem Felde während meiner Schulstunden.“

„Ah! ja, doch mein Herr spricht so: Für das Wenige, was mein Vieh auf dem Felde im Winter in drei oder vier Stunden frißt, verliere ich den besten Mist... es wird also die ganze schlimme Jahreszeit hindurch im Stall bleiben, ohne herauszukommen.“

„Nun, mein Junge,“ versetzte Claude Gérard, „Ihr laßt Eure Kühe im Stall und ich werde Acht geben, daß meine Schüler sich nicht zu sehr durch die Nachbarschaft zerstreuen,“ fügte er lächelnd bei.

Dann sich gegen mich umwendend.

„Vorwärts, Martin, komm, mein Kind.“

Ich nahm die Schaufel auf meine Schulter und folgte dem Lehrer, der die Haue unter seinem Arme trug.

Dieser Schulmeister-Todtengräber, diese in einem Kuhstalle gehaltene Schule, Alles dies setzte mich trotz meiner Unkenntniß der Dinge in hohem Maße in Erstaunen; wiederholt war ich auf dem Punkte, meine Verwunderung gegen Claude Gérard zu äußern, aber ich wagte es nicht und gelangte bald mit ihm auf den Friedhof des Dorfes.

Zwölftes Kapitel.

Der Brief.

Ehe ich diesen seltsamen Tag erzähle, der in meinem Geiste unauslöschliche Erinnerungen und in meinem Herzen einen tiefen, heilsamen Eindruck zurückließ, muß ich hier einige Bruchstücke einer Correspondenz mittheilen, welche ein seltsames Ereigniß später in meinen Besitz brachte.

Diese Ueberreste eines zerrissenen, kurze Zeit vor meinem Zusammentreffen mit Claude Gérard geschriebenen Briefes erklären vollkommen die Resignation des letzteren bei den verschiedenartigsten, peinlichsten, zurückstoßendsten Functionen, und den gehässigen Aerger, den diese Resignation seinen Feinden einflößte.

Der an eine für mich unbekannte Person gerichtete Brief war geschrieben von dem Abbé Bonnet, dem Pfarrer der Gemeinde, bei welcher Claude Gérard als Lehrer arbeitete.

„. . . Mit einem Worte, das ist unerträglich. . .

„Es ist unmöglich, Claude Gérard auf einem Fehler zu ertappen; er nimmt Alles an, er fügt sich in Alles mit einer Geduld, mit einer Unterwürfigkeit, welche bei einem Manne von seinen Fähigkeiten (leider sind diese unbestreitbar) nur der höchste Grad der Verachtung sein können.“

„Herr Claude Gérard glaubt vielleicht, sein Geist sei zu hoch gestellt, seine Natur zu erhaben, als daß er sich durch irgend etwas gedemüthigt finden sollte. . . Er erfüllt die niedrigsten, die gemeinsten Functionen mit einer Heiterkeit, die mich in Verwirrung bringt; er unterwirft sich nicht allein strenge allen Lasten, die ihm als Beigabe seiner Schulmeister-Arbeiten auferlegt werden, sondern er findet sich sogar noch bereitwillig,

den Anforderungen von meiner Seite zu entsprechen, von denen ich glaubte, ich würde sie ihn ablehnen sehen (und er konnte dies, streng genommen), um mich gegen ihn, wenigstens mit einem Vorwande, zu bewaffnen; doch dazu ist er zu fein, und mit seiner teuflischen, verächtlichen Unterwürfigkeit zwingt er mich, anzuerkennen, daß ich ihm verbunden bin . . . vielleicht werde ich ihn am Ende ermüden; hoffen wir dies wenigstens . . .

„. . . Man müßte vor Allem darnach trachten, ihn herabzusetzen, seinen Werth äußerlich zu schmälern. Das ist sehr schwierig, denn selbst die erniedrigendsten Arbeiten, die ihm aufgeladen werden, weiß er durch eine gewisse ruhige Würde, mit der er sie vor den Augen Aller vollzieht, zu erheben. Es ist ein Band mehr, mit welchem er diesen ganzen, gezwungener Weise an plumpe Arbeiten gefesselten Pöbel an sich anschließt; er hebt vor Allem bei diesen Leuten die Nützlichkeit der Dinge hervor; auf diese Weise ehrt er sich und macht er sich geehrt, während er sich den zurückstoßendsten Aufgaben unterwirft. Man entwerthe also einen solchen Menschen!

„Was sage ich Ihnen? Dieser Unglückliche, mit seiner unveränderlichen Sanftmuth, mit seinem Gehorsam, mit seinen Lumpen, mit seinen Holzschuhen, mit seinem elenden Lager, seinem schwarzen Brod und seinem klaren Wasser, gereicht mir zur Verzweiflung; er beengt mich, er bedrückt mich, er kritisirt mich auf die frechste, bitterste Weise, . . . nicht als wüßte ich, daß er irgend ein Wort des Tadels über mich zu sagen gewagt . . . doch diese Strenge, diese Fügsamkeit, die er heuchelt, sind in Verbindung mit seinem Wissen und seinem seltenen Verstande eine Protestation jedes Augenblicks gegen meine Lebensweise, gegen einen gewissen Wohlstand, dessen ich mich durch die Freigebigkeit des vortrefflichen Grafen von Bouchetout, des Diamants meiner Pfarrgenossen, erfreue, doch ich fürchte .

. . . .

„... Man müßte einen gewichtigen Grund haben, um Claude Gérard von dieser Gemeinde zu entfernen, mit welcher er durch tausend unsichtbare, aber sehr starke Bande vereinigt ist; er übt auf Jedermann einen gewissen Einfluß aus und Diejenigen, bei welchen dieser Einfluß am stärksten ist, vermuthen es am wenigsten, weil diese Tölpel ihn auf eine vertrauliche Weise behandeln; sie vermuthen nicht, daß er aus ihnen macht, was er will. Sie haben keinen Begriff von den streitigen Angelegenheiten, die er schlichtet, von den Keimen von Prozessen, die er erstickt; er gibt den kleinen Pächtern die treulosesten Rathschläge gegen ihre Grundherren, denn er besitzt die höllische Kunst, nie die Gesetzlichkeit zu überschreiten, für welche er die tiefste Achtung zu bekennen heuchelt.

„Alles dies führt auf meine Behauptung zurück: dieser Mensch genießt eine große Popularität, sie muß man zuerst zerstören, und das ist die ganze Aufgabe.

„Ich hoffte etwas Aergerliches in Beziehung auf die häufigen Abwesenheiten unseres Mannes zu entdecken, auf diese Abwesenheiten, welche einen Theil der Nacht dauerten, denn um sich gegen keine von seinen Pflichten zu verfehlen, entzog er seinem Schlafe die für seine Wanderungen erforderliche Zeit.

„Ich erfuhr den Grund der Sache: er begab sich, wie man mir sagte, wöchentlich in das Irrenhaus Ihrer Stadt. Ich ließ Erkundigungen bei dem Director des Hauses einziehen. Claude Gérard kommt beinahe regelmäßig einmal in der Woche dahin; er hat den Director dergestalt bezaubert, daß für Herrn Claude Gérard die Regel des Hauses verletzt wird und man sich herbeiläßt, ihn ziemlich spät in der Nacht aufzunehmen.

„Die Person, die er so beharrlich besucht, ist eine Frau von sechs und zwanzig bis sieben und zwanzig Jahren, welche trotz ihres Wahnsinns von einer merkwürdigen Schönheit sein soll. Obgleich sie Herrn Claude Gérard nicht zu erkennen scheint, übt doch sein

Anblick auf diese Unglückliche einen heilsamen Einfluß aus: sie ist ruhiger nach diesen Besuchen; deshalb gestattet sie der Arzt nicht nur, sondern er wünscht sie sogar.

„Da diese Frau aus Barmherzigkeit im Hause ist, so entbehrt sie vieler kleiner Annehmlichkeiten; von Zeit zu Zeit findet jedoch Claude Gérard Mittel, ohne Zweifel durch Entbehrungen, die er sich auferlegt, etwas Geld, allerdings sehr wenig, zur Befriedigung der Launen dieser Wahnsinnigen zurückzulassen.

„Was ist hieraus gegen Claude Gérard zu entnehmen? Nichts als Gutes, dem Anscheine nach; nur ist es klar, daß ihm einzig und allein so viel daran liegt, hier zu bleiben, weil unsere Gemeinde ganz nahe bei der Stadt ist, wo die Wahnsinnige eingeschlossen lebt.

„Man hat mir auch gesagt, doch dies ist leider von keinem Gewichte gegen ihn, man hat mir gesagt, ehe diese Frau wahnsinnig geworden, habe er sie auf das Zärtlichste geliebt, doch sie habe ihn um eines Andern willen verlassen und in Folge ihrer Liebe für diesen Andern sei sie wahnsinnig geworden.

„Ohne Zweifel hat diese Täuschung einen Antheil an der tiefen Schwermuth, von der Claude Gérard trotz seiner scheinbaren Heiterkeit offenbar zernagt wird.

„Ich erwähnte des Einflusses von Claude Gérard auf den Pöbel; ich muß Sie nun über seinen Einfluß auf Leute von höherem Range erbauen, was mich natürlich darauf führt, daß ich Ihnen erkläre, wie und warum ich befürchte, er könnte mir den vortrefflichen Bouchetout abspänstig machen.

„Sie wissen, geraume Zeit haben die reichen Gutsbesitzer der Gegend gegen die Gründung einer Primärschule in der Gemeinde gekämpft. Sie hatten Recht, sie begriffen die ganze Gefahr, welche in der Erleuchtung der Einwohnerschaft lag: es hieß dieser die Mittel verleihen, sich zu verständigen, zu einigen, und besonders

sich bei dem Lesen von fluchwürdigen Büchern und Zeitungen zu beleben und aufzuregen. Nach meiner Ansicht, sowie nach der dieser weisen und klugen Grundeigenthümer müßte sich die Erziehung des Volkes auf den mündlichen Unterricht im Katechismus durch den Geistlichen beschränken . . . und nichts mehr *).

---

*) Hiezu gibt Herr Eugene Sue eine Note, welche wir als einen Beitrag zur Charakteristik des Erziehungswesens in Frankreich wortgetreu übertragen.

Der Uebers.

Herr Lorrain drückt sich in seinem vortrefflichen officiellen Werke, worin er sich über einen gewissen systematischen Widerstand gegen die Entwicklung der Volkserziehung beklagt, also aus:

„. . . Oft hört man unter den der Regierung offenherzig ergebenen Männern Einwendungen gegen das Gesetz, sie schöpfen diese zuweilen in dem Interesse für den Ackerbau: Wenn alle Kinder des Dorfes lesen und schreiben können, wo werden wir Arme finden? Wir brauchen Winzer und keine Leser," sagt ein Grundeigenthümer aus Medoc. „Statt ihre Zeit in der Schule zu verlieren, sollen sie einen Graben ausputzen," spricht ein Bürger von Gers. — Ein ander Mal empört eine unsinnige Eitelkeit die etwas wohlhabenden Pächter gegen den Gedanken, ihre Kinder in eine Schule zu schicken, wo sie auf derselben Bank mit den Dürftigen sitzen sollen. Lesen, schreiben und rechnen ist für sie ein Zeichen der Wohlhabenheit, wie auf einem Rosse nach dem Markte reiten können, während der Arme zu Fuße neben ihnen hergehen muß, wie in der Messe seinen Platz auf einer eigenen Bank nehmen, statt auf dem gemeinschaftlichen Pflaster niederzuknieen."

„Leider hat die Gewalt der Dinge anders entschieden, die Religion der Regierung ist durch unbedachtsame Zänker überrumpelt worden, und wir sind genöthigt gewesen, uns der Primärschule zu unterziehen.

Dann folgen die den Berichten der General-Inspektoren entnommenen Noten.

„Es gibt eine andere Ursache, welche dem Fortschritte des Unterrichts schadet: es ist dies der Einfluß, den auf dem Lande gewisse durch ihr Vermögen ausgezeichnete Personen ausüben; diese Personen behaupten, es sei unnöthig, die Bauern, welche ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts erwerben müssen, lesen zu lehren (**Ardennen,** Canton Mezières). Die wohlhabenden Grundeigenthümer sagen, sie werden sich hüten, die dürftigen Kinder ihrer Gemeinde unterrichten zu lassen. Wenn man dies thäte, fügen sie bei, so würde man Niemand mehr finden, um den Boden anzubauen. (**Gironde.**)

„Leider hat die Gewalt der Dinge anders entschieden, die Religion der Regierung ist durch unbedachtsame Zänker überrumpelt worden, und wir sind genöthigt gewesen, uns der Primärschule zu unterziehen.

„„Wir wollen nicht,““ sagen die Grundeigenthümer, „„wir wollen die armen Kinder nicht unterrichten, weil die Kultur unseres Bodens verlassen würde, und die Kinder Gewerbe ergreifen dürften. (**Gers.**)

„Die Einwohner von einer höheren Classe sind im Allgemeinen nicht günstig für die Ausbreitung des Primärunterrichts gestimmt. Ueberzeugt,

„Sie begreifen sehr wohl, daß man Alles angewendet hat, um lange Zeit hindurch die Maßregel völlig illusorisch zu machen. Endlich aber in unsere letzten Verschanzungen zurückgedrängt, verbannten wir die Schule in einen verpesteten, ungesunden Stall und bestimmten das Schulgeld für jedes Kind, das zu bezahlen im Stande war, auf einen Sou monatlich, wodurch sich

---

der Bauer, der einen gewissen Grad von Bildung überschreite, werde eine unnütze Person. (**Dordogne.**)

„Die reichen Familien sind weit entfernt, den Primärunterricht zu unterstützen, und äußern laut, sie befürchten den Unterricht in den armen Classen sich verbreiten zu sehen. (**Drome.**)

„Viele Grundeigenthümer ohne irgend eine Abneigung gegen die Regierung, aber vor Allem Freunde der Ordnung und des Friedens sehen nicht ohne Unruhe den Elementarunterricht in Zeiten sich verbreiten, wo die Journale wuchern; sie befürchten die Dorfadvokaten, wie sie es nennen. Diese Eigenthümer begreifen noch nicht, daß die Dorfadvokaten (fügt der Inspektor in seinem Berichte sehr vernünftig bei) ihren verderblichen Einfluß nur dem Monopol des Lesens und Schreibens zu verdanken haben, und daß diese Quellen, wenn sie dem allgemeinen Gebrauche zugänglich gemacht sind, aufhören werden, Einzelnen gegen die Mehrzahl zu nützen. (**Cher.**)

Es ist im Allgemeinen nur zu wahr, daß die reichen und wohlhabenden Eigenthümer ohne Erziehung die Dürftigen nicht gern einen Unterricht wie ihre Kinder empfangen sehen möchten. (**Charente.**)

das Schuleinkommen des Lehrers auf ungefähr 40—50 Franken jährlich belief; überdies wurde genannter Lehrer zu allen möglichen rohen und erniedrigenden Functionen genöthigt; der Vorgänger von Claude Gérard verzichtete nach Verlauf von drei Monaten; die Schule blieb zwei Jahre geschlossen; es bedurfte eines Claude Gérard, um so viel Elend, so viel Ekel, so viele Demüthigungen mit frecher Verleugnung Trotz zu bieten.

„Unter den reichen Grundeigenthümern der Gegend war ein guter Mann, dem ich leicht die ganze Gefahr, welche die Erziehung des Volkes bietet, begreiflich machte. Ich mißtraute ihm durchaus nicht, als er, ich weiß nicht durch welchen unseligen Zufall, eines Tags Claude Gérard begegnete.

„Denken Sie sich, was geschah: Nach einer zweistündigen Unterredung war mein Mann völlig verändert durch die teuflische Schlauheit des Schulmeisters.

„Hören Sie, was der arme Thor an demselben Abend zu mir sagte:

„„Nun, Herr Pfarrer, ich habe diesen armen Claude Gérard getroffen . . . wissen Sie, daß er vortrefflich spricht, und ausgezeichnete Gründe zu Gunsten des Volksunterrichts angibt?

„„Entweder haben Sie für das Volk eine brüderliche Sympathie,““ sagte Claude Gérard zu mir, „„und dann müssen Sie darnach trachten, daß es eben so viel Unterricht empfängt, als Sie selbst empfangen haben, da der Unterricht sittlicht, bessert; denn unter hundert Verbrechern sind fünfundneunzig, welche weder schreiben, noch lesen können. Oder Sie betrachten im Gegentheil das Volk, ich will nicht sagen als Ihren Feind, sondern als einen Gegner, dessen Interessen den Ihrigen widerstreiten . . . Nun! dann geben Sie ihm abermals Erziehung, denn statt daß Sie einen Feind zu fürchten haben, den die Armuth und die Unwissenheit dumm, roh, wild machen, werden Sie einen Geg-

ner finden, an dessen Gefühle, an dessen Geist, an dessen Herz, an dessen Vernunft Sie mit Erfolg appelliren können, weil er erleuchtet ist.""

„„Nun, Herr Pfarrer,"" sagte zu mir der Bethörte des Schulmeisters, „„ich war über diese einfache Sprache so sehr betroffen, daß ich aus Scham und Mitleid erröthete, indem ich einen unterrichteten, sanften, schmiegsamen, fleißigen Mann, wie Claude Gérard, gleich einem Bettler gekleidet, mit Holzschuhen an den Füßen sah; ich erröthete auch vor Scham und Mitleid, indem ich bedachte, daß unser Schulmeister seine Lectionen in einem Stalle gibt. Ich bin daher beinahe entschlossen, die Kosten eines passenden Lokals für die Gemeinde zu tragen und den Gehalt von Claude Gérard bis zu einer Summe zu erhöhen, die ihm wenigstens anständig zu leben gestattet.""

„Ich schaute den Bethörten von Claude Gérard mit einer Bestürzung an, die Sie sich leicht vorstellen können.

„„Das ist nicht Ihr Ernst,"" sagte ich zu dem Verirrten.

„„So sehr mein Ernst, mein lieber Herr Pfarrer, daß ich bereits ein Haus, welches mir entsprechend erscheint, im Auge habe.""

„Zum Glück kam mir die Vorsehung zu Hülfe: der plötzliche Tod eines Oheims dieses armen Thoren nöthigte ihn, die Gegend zu verlassen; wichtige Angelegenheiten hielten ihn lange in Paris zurück, wo er sofort seinen Wohnort nahm; dieser Claude Gérard blieb Hans wie zuvor und gab seine Lectionen in dem abscheulichen, ungesunden Stalle . . . den die Kinder wie die Pest fliehen sollten, . . . und dennoch, obgleich sie oft in Folge der schlechten Luft, die man dort einathmet, krank werden, ist die teuflische Schule stets voll . . ."

Dreizehntes Kapitel.

Das Grab.

Die Sonne erhob sich in dem Augenblick, wo ich, nachdem ich einige Minuten auf Claude Gérard an der Thüre des Sterbehauses, in das er eintrat, gewartet hatte, mit ihm auf den armseligen Friedhof gelangte, auf welchem man nur niedrige Kreuze, halb verborgen in dem hohen Grase, erblickte, unter dem sich da und dort einzelne Cypressen erhoben. Es blieb gegen die Mitte auf einem kleinen Hügel ein ziemlich weiter Platz. Claude Gérard wandte sich nach diesem Punkte und sagte zu mir:

„Auf, mein Kind, zur Arbeit; zum Glück hat das Thauwetter den Boden erweicht. Ich will graben; ... Du nimmst die Erde mit dem Spaten weg. Beeilen wir uns, denn der Sarg wird bald kommen.“

Dann fügte er gleichsam mit sich selbst sprechend bei:

„Gestern gestorben ... heute begraben ... glücklicher Weise bin ich über diese traurige Eile, welche zuweilen so furchtbares Unheil herbeiführt, beruhigt.“

„Was für Unheil, Herr?“

„Ach! mein armes Kind, es sind auf diese Art Personen lebendig begraben worden.“

„Lebendig!“ rief ich voll Schrecken.

„Ja ... nur in eine tiefe Lethargie versunken ... dann kam der Augenblick des Erwachens ...“ sprach Claude Gérard schauernd, „ja ... des Erwachens ... in einem engen Sarg ... auf den sechs Fuß Erde drücken.“

„Oh, das ist gräßlich!“ rief ich, „und Sie befürchten, daß diesmal? ...“

„Beruhige Dich, mein Kind; wenn ich dies befürchtete, so würde ich das Grab nicht füllen, sondern hier wachen... Doch so eben bin ich in das Sterbehaus gegangen und habe mich nach allen den traurigen Umständen dieses Todes erkundigt... Der Arzt der benachbarten Stadt, ein äußerst unterrichteter Mann, hat den Tod bestätigt... und die Erklärung eines Gelehrten, wie er ist, läßt keinen Zweifel übrig... Arme Frau, sie wollte, wie man sagt, in einem glänzenden Schmucke, den sie einst getragen, begraben werden;... ohne Zweifel stand irgend eine Erinnerung mit diesem letzten Willen im Zusammenhang... Auf, mein Kind, zur Arbeit!"

Und der Lehrer warf seinen alten Strohhut auf die Erde, streifte die Aermel seiner Blouse zurück und fing an den Boden kräftig und mit einer Geschicklichkeit aufzuhacken, welche eine lange Erfahrung in Handarbeiten offenbarte. Ich unterstützte ihn nach meinen besten Kräften.

„Wir bereiten das Grab einer Märtyrerin, mein Kind," sprach Claude Gérard nach einigen Augenblicken, während er mit umgekehrter Hand den Schweiß abwischte, der über seine Stirne floß.

„Das Grab einer Märtyrerin?" sagte ich.

„Ja, einer Frau, welche, obgleich eine vornehme Dame, jeden Tag ihres Lebens mit ihren Thränen gezählt haben soll. Oh! mein Kind, das Elend findet sich nicht nur unter den Lumpen."

„Und wer hat der armen Dame so viel Leiden bereitet?"

Hörte Claude Gérard meine Frage nicht, oder wollte er sie nicht beantworten, er neigte das Haupt und fuhr fort, kräftig die Erde aufzuhacken; bald sprach er mit einem Seufzer:

„Möge der Himmel ihre Tochter glücklicher werden lassen."

„Hat sie eine Tochter?“

„Ungefähr von Deinem Alter. Sie ist vor einigen Tagen hier angekommen. Seit langer Zeit hatte man sie von ihrer Mutter getrennt, die sie anbetete; als aber die unglückliche Frau sah, daß sie sterben mußte, forderte sie ihr Kind so flehentlich zurück, daß man es ihr gab. Ach! sie konnte sich der Gegenwart des geliebten Kindes nicht lange erfreuen... Oh! arme Mutter, arme Mutter!... und ihre Tochter, wie viel Muth braucht sie...“

„Warum bedarf sie des Muthes, Herr?“

„Um dem Sarge ihrer Mutter bis hierher zu folgen.“

„Oh! ja...“ versetzte ich schauernd, „sie muß muthig sein.“

„Du bist sehr unglücklich gewesen,“ sprach Claude Gérard zu mir, „ein mühsames, hartes Leben erwartet Dich . . . siehst Du, Dein Schicksal wird vielleicht noch dem der Armen vorzuziehen sein, welche die Ueberreste ihrer Mutter hierher geleiten soll . . . und sie ist doch reich, und soll die Entbehrungen nie kennen lernen...“

„Ach! mein Gott, wenn die Reichen nicht glücklich sind, wer soll es denn sein?“

„Diejenigen, mein Kind, welche sich sagen können: Ich habe eine Pflicht erfüllt, ich habe eine nützliche Aufgabe vollbracht, so demüthig sie auch sein mag: ich habe die Hand einem Schwächeren oder Unglücklicheren gereicht, als ich bin, ich habe Niemand Unrecht gethan, ich habe das Böse, das man mir zugefügt, verziehen.“

Diese Grundsätze standen in so seltsamem Widerspruch mit den bereits so unglücklich in meinen Geist eingedrungenen von Cul-de-jatte, daß sie mich mehr in Erstaunen setzten, als überzeugten. Ohne Zweifel errieth mich Claude Gérard, denn er fuhr mit großer Sanftmuth fort:

„Ich hoffe, Du wirst eines Tags meine Worte begreifen und diesen Abend, nach diesem Tage, dem ersten, den Du hingebracht, ohne das Beispiel des Bösen oder des Lasters vor Augen gehabt zu haben, wirst Du mir sagen, was Du denkst, was Du empfindest . . . und wer weiß? schon wirst Du Dich vielleicht minder beklagenswerth fühlen, obgleich Deine Entbehrungen dieselben sind."

Während wir so sprachen, wurde das Grab vollständig gegraben; Claude Gérard kam aus der Höhlung hervor, als wir in der Ferne einen Trauergesang, begleitet von den schwermüthigen Tönen des Serpent, hörten.

„Bereits die Leiche!" sagte Claude Gérard, „unsere Aufgabe ist zu rechter Zeit beendigt worden."

Unfern von dem Grabe war eine große, verkrümmte, ästige Cypresse, zu der ich, auf Befehl meines Herrn, unsere Schaufel und unsere Haue trug. Von diesem etwas erhöhten Punkte aus betrachtete ich das Begräbniß: es bestand aus einem Priester im Chorhemd, einem Cantor, einem Chorknaben und dem Serpentbläser. Vier in Blousen gekleidete Bauern trugen den Sarg auf zwei Querstangen, welche Jeder von ihnen an einem Ende hielt.

Nur zwei Personen folgten dem Sarge . . . eine schwarz gekleidete Frau, welche ein kleines Mädchen, ebenfalls im Trauergewand, an der Hand führte. Aus der Entfernung, in der ich mich von ihnen befand, vermochte ich ihre Züge nicht zu unterscheiden.

Claude Gérard sah, auf dem Rande des Grabes stehend, das Geleite mit tiefer Traurigkeit nahen.

„Armes Geschöpf . . ." sagte er, „mißhandelt, gedemüthigt bis an des Lebens Ende . . . Ohne ihr Kind und die alte Dienerin wäre der Unglücklichen Niemand zum Grabe gefolgt."

Die wenigen Worte, welche mir Claude Gérard

in Beziehung auf den Tod dieser armen Frau gesagt hatte, schnürten mir das Herz zusammen. Es kam mir vor, als wäre ich diesem Leichenbegängnisse nicht ganz fremd, und als hätte ich gleichsam ein Recht zur Theilnahme.

Der Zug verschwand für einige Minuten hinter der Hecke, von der der Kirchhof umgeben war; doch bald näherte sich der Gesang, der Sarg kam in die Umfriedung . . . die zwei Personen, welche ihm allein folgten, waren mir Anfangs durch die Träger und durch den Priester verborgen; doch bei der Biegung der Allée vom Kirchhof erkannte ich Regina . . . Eine alte Frau begleitete sie.

Ohne den grünen Baum, an dessen Stamm ich mich lehnte, wäre ich, glaube ich, vor Erstaunen und Schrecken rückwärts gefallen; zum Glück konnte Claude Gérard meine Unruhe nicht wahrnehmen: er war auf dem Rande des Grabes geblieben, das er füllen mußte, nachdem er beim Versenken des Leichnams geholfen hatte.

Ich zitterte, von Regina gesehen und erkannt zu werden, warf mich hinter den ästigen Stamm des grünen Baumes und kauerte mich auf die Kniee, ohne daß ich zu athmen wagte.

Das Antlitz von Regina hatte die Weiße und Unbeweglichkeit des Marmors; ihre drei schwarzen Mahle gaben ihren bleichen, versteinerten Zügen einen seltsamen Ausdruck; sie weinte nicht; ihr starrer, trockener Blick heftete sich so hartnäckig auf den Sarg, daß, sobald der unregelmäßige Gang der Träger diesem ein Schwanken nach rechts oder links verlieh, ein leichtes Wiegen des Kopfes von Regina andeutete, ihr Blick folge derselben Richtung.

Die geringsten Bewegungen dieses Kindes hatten eine gewisse automatische Steifheit; sie ging gleichsam in Stößen und als ob ihr ganzes Wesen unter der Herrschaft einer nervösen Spannung stünde. Indem ich

mich der Rohheit erinnerte, mit der ich Regina im Walde von Chantilly entführt hatte, erinnerte ich mich auch ihrer Schönheit; da ich sie so grausam verändert wiederfand, brach mein Herz; ich mußte meine Hand auf meinen Mund drücken, um mein Schluchzen zu ersticken.

Die betagte Frau, welche Regina an der Hand hielt, weinte viel. Ihr Antlitz war sanft und gut. Es kam mir vor, als spräche der Geistliche die letzten Gebete über diesen Leichnam hastig und zerstreut. Als man den Sarg in das Grab versenkte, schien Regina ohnmächtig zu werden und gleichsam auf sich selbst zusammenzubrechen. Die alte Dienerin war genöthigt, sie zu unterstützen und unter den Armen zu fassen. Seltsamer Weise vergoß dieses Kind keine Thränen; seine Züge blieben unbeweglich, seine Augen starr; kaum zogen sich seine bleichen, dünnen Lippen von Zeit zu Zeit ein wenig zusammen.

Endlich stand der Sarg in der Tiefe des Grabes. Regina schien sich mit einer heftigen Anstrengung zu bewältigen, machte sich von den Händen der Dienerin los und kniete an den Rand der gähnenden Oeffnung nieder, während Claude Gérard einige Schaufeln Erde, welche unten dumpf wiederklangen, hinabzuwerfen anfing.

Bei jeder Schaufel Erde sandte Regina so zu sagen einen Abschiedskuß in das Grab, mit einem Ausdrucke dumpfer, eisiger Verzweiflung, der tausendmal herzzerreißender war, als das heftigste Schluchzen. Lange ehe das Grab sich gefüllt hatte, entfernte sich der Geistliche rasch, gefolgt von dem Cantor; der Chorknabe, der das Kreuz trug, legte dieses auf seine Schulter, der Serpentbläser hing sein Instrument um den Hals, und sie verließen den Kirchhof untereinander.

Regina und die Dienerin blieben allein auf dem Rande des Grabes, das Claude Gérard füllte: das Kind stets knieend und unbeweglich wie eine Statue.

Meine Aufmerksamkeit wurde von dieser schmerzlichen Betrachtung durch eine Knabenhaftigkeit abgezogen. . . . Ich spürte einen scharfen, starken Tabaksgeruch, schaute nach der Seite, woher dieser Geruch kam, und erblickte über der Hecke des Kirchhofes den Kopf eines Menschen mit unheilschwangerem Gesichte; er rauchte, ohne sich durch etwas stören zu lassen, seine Pfeife, hatte eine ziegelrothe Gesichtsfarbe und seine leicht ergrauenden Haare, waren kaum durch eine schlechte Mütze bedeckt.

Trotz des schmerzlichen Schauspieles, das er vor Augen hatte, drückten die Gesichtszüge dieses Menschen eine so cynische Gleichgültigkeit aus, daß ich, von Entrüstung und Ekel ergriffen, und überdies zu Regina durch die Theilnahme, die sie mir einflößte, zurückgeführt, den Blick abwandte.

Claude Gérard hatte die Anfüllung des Grabes beendigt und betrachtete stillschweigend, wie ich, das immer noch knieende Kind. Die alte Dienerin sagte einige Worte leise zu Regina, aber diese machte ihr ein Zeichen mit der Hand, als wollte sie dieselbe anflehen, und versank wieder in ihre Unbeweglichkeit.

Beinahe unwillkührlich richtete ich die Augen nach der Seite, wo ich den Mann mit dem finstern Gesichte gesehen hatte . . . er war verschwunden.

Plötzlich hörte ich in der Ferne das Klingeln der Schellen eines Postgespannes und das Geräusch eines Wagens, der sich rasch näherte.

Bei diesem Geräusch, das Regina nicht zu bemerken schien, bebte die alte Dienerin, warf einen schmerzlichen Blick auf das Kind, und sagte ihm abermals leise etwas in das Ohr, doch eben so vergeblich, als das erste Mal.

Der Wagen hielt vor der Thüre des Kirchhofes an. Bald trat ein ziemlich betagter Mulatte hervor; er war schwarz gekleidet und trug unter seinem Arm ein Mäntelchen und einen Kinderhut.

Er näherte sich der Dienerin und sagte trocken zu ihr:

„Vorwärts, Gertrude, die Ceremonie ist beendigt, Sie kennen die Befehle des Herrn Baron.“

Gertrude bezeichnete mit einem flehenden Blicke Regina, welche immer noch auf den Knieen lag.

„Nicht wahr, sie wird nicht den ganzen Tag hier bleiben?“ fragte der Mulatte, „eine Viertelstunde mehr, eine Viertelstunde weniger . . ., das ist für nichts . . Und Sie wissen, die Befehle des Herrn Baron sind genau.“

„Regina,“ sprach schluchzend die alte Dienerin, „wir müssen von hier fort . . . Sie werden krank, wenn Sie hier bleiben . . . . kommen Sie, kommen Sie.“

Das Kind machte ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe und verharrte in seiner Unbeweglichkeit.

„Man kann sie doch nicht von dem Grabe ihrer Mutter reißen,“ sagte Gertrude zu dem Mulatten.

Der Mulatte zuckte die Achseln, näherte sich dem Kinde und sprach:

„Mein Fräulein, ich habe Befehl, Sie zurückzubringen, sobald A l l e s d i e s beendigt sein werde. Der Herr Baron, Ihr Vater, will es so, haben Sie also die Güte, mir zu folgen.“

Regina änderte ihre Stellung nicht.

„Mein Fräulein,“ fuhr der Mulatte fort, „ich bitte Sie, kommen Sie, oder ich bin genöthigt, Sie wegzutragen.“

Das Kind rührte sich nicht.

„Ich muß doch ein Ende machen,“ sprach der Mulatte.

Und er näherte sich rasch, ohne Zweifel, um sie in seine Arme zu nehmen.

Ich erwartete Thränen, ein schmerzliches Sträuben . . . es war dem nicht so . . .

Regina ließ sich ohne den geringsten Widerstand, ohne ein Wort zu sprechen, wegtragen.

Nur, als sie sich in den Armen des Mulatten befand, wandte sie den Kopf nach dem Grabe, auf welches sie fortwährend einen Blick so starr und hartnäckig heftete, wie der, mit welchem sie dem Sarge gefolgt war... So lange das Kind die frisch aufgearbeitete Erde sehen konnte, verließ es dieselbe mit den Augen nicht und sandte von Zeit zu Zeit einen letzten Abschiedskuß nach der Grabstätte.

Bald wandten sich Gertrude und der Mulatte, der Regina trug, um die Hecke und ich verlor sie aus dem Blick.

Einige Minuten nachher entführten die Pferde, zum Galopp angetrieben, den Wagen.

Diese seltsame, so unerwartete Scene berührte mich wie eine Erscheinung, wie ein Traum.

Claude Gérard mußte zweimal das Wort an mich richten, um mich meinem Erstaunen zu entziehen. Er schien übrigens eben so bewegt als ich; in unserer gemeinschaftlichen Zerstreuung vergaßen wir unsern von dem Grabe, am Fuße der Cypresse, die Haue und die Schaufel, deren wir uns bedient hatten, und kehrten nach dem Dorfe zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Die Schule.

„Die Mutter von Regina ist todt, und so unglücklich auch Dein Schicksal sein mag, so ist es doch vielleicht minder unglücklich, als das diesem armen Kinde

vorbehaltene," hatte Claude Gérard zu mir gesagt. . . Dieser Gedanke faßte für mich das traurige Schauspiel zusammen, dem ich beigewohnt. Und dennoch konnte ich der beständigen Qual dieses Gedankens entgehen und mich zu großer Zufriedenheit meines Herrn des Theiles entledigen, den er mir von seinen täglichen Arbeiten übergab, indem ich mir für meine Stunden der Einsamkeit und der nächtlichen Ruhe das traurige Glück vorbehielt, die bitteren Erinnerungen, die Gedanken aller Art, welche in mir die Scene, deren Zeuge ich gewesen, hervorgerufen, nach Muße zu genießen.

Uebrigens hätten die verschiedenen Beschäftigungen im Verlaufe des Tages, das Erstaunen, das mehrere Einzelnheiten der Lage von Claude Gérard, dem Lehrer, bei mir veranlaßten, wie ich glaube, hingereicht, um mich hinsichtlich meiner unruhigen Empfindungen über Regina zu zerstreuen. Ich erfuhr auch am Morgen, daß sie nicht mehr in das Dorf zurückkommen sollte: das von ihrer Mutter bis zu ihrem Tode bewohnte Haus hatte man dem Verkaufe ausgesetzt.

Folgendes war die Verwendung des Tages von Claude Gérard, dem Gemeindeschulmeister. Abgesehen von einiger Verschiedenheit in den Handarbeiten, war im Allgemeinen jeder Tag so eingetheilt:

Nach der Beerdigung begaben wir uns nach Hause, Claude Gérard versah sich mit einer breiten Scharre, welche an einer langen Stange befestigt war; er gab mir einen Eimer und eine Schaufel zu tragen, der ähnlich, welcher sich die Schiffsleute bedienen, um das Wasser aus ihren Booten auszuwerfen, und wir machten uns auf den Weg, ich äußerst begierig, zu erfahren, was wir thun würden, Claude Gérard ruhig und ernst, wie gewöhnlich.

In einigen Minuten erreichten wir eine kleine Wiese, die an das Dorf stieß, und an deren Ende eine unterirdische Quelle das öffentliche Waschbecken, einen ...n schwärzlichen, schlammigen Wasserbehälter, speiste,

der von platten, die Brüstung bildenden Steinen umgeben war.

Trotz der Kälte legte Claude Gérard seine Schuhe ab, schlug seine Hose bis an die Kniee herauf, erhob seine Blouse mittelst eines Strickes, den er um seine Hüften befestigte, und sagte zu mir:

„Mein Kind, wir wollen diesen Waschteich reinigen . . . es wäre ungesund für Dich, in das Wasser zu treten . . . ich will es thun, ich ziehe den Koth mit dieser Scharre zusammen, Du schaffst ihn in diesen Eimer und breitest ihn sodann am Fuße der großen Pappelbäume aus, die Du dort siehst."

Mit der größten Einfachheit gab mir der Lehrer diesen Befehl, kündigte er mir den Antheil an, den er an dieser peinlichen, zurückstoßenden Arbeit zu nehmen im Begriffe war; trotz meiner Unkenntniß der Menschen und der Dinge kam es mir sehr auffallend vor, daß ein Schulmeister nicht nur Todtengräber, sondern auch Reiniger des öffentlichen Waschbeckens war; ich schaute Claude Gérard ganz verblüfft an.

Er errieth meinen Gedanken, lächelte sanft und sprach zu mir:

„Nicht wahr, es setzt Dich ungemein in Erstaunen, mein Kind, daß Du einen Schulmeister, einen gelehrten Mann, wie man mich nennt, einen Waschtrog reinigen siehst?"

„Es ist wahr, Herr, ich wundere mich darüber."

„Und das scheint Dir demüthigend für mich, nicht wahr?"

„Ja, Herr."

„Warum dies."

„Bei Gott, Herr, wenn man gelehrt ist, wie Sie, in den Koth treten und ihn mit einer großen Scharre zusammenarbeiten, das scheint mir sehr demüthigend."

„Höre mich, mein Kind . . . Die armen Frauen, welche ihre Wäsche in diesem mit Schlamm gefüllten Becken waschen, bringen sie beinahe eben so schmutzig

nach Hause, als sie dieselbe hieher gebracht haben; dabei bleibt ein furchtbarer Schlammgeruch zurück; es werden auch sehr häufig die kleinen Kinder, welche sie in diese feuchten, verpesteten Windeln wickeln, krank und von bösen Fiebern befallen; ist aber einmal der Waschteich gereinigt und der Koth auf die Seite geschafft, so geschieht dieses Unglück nicht mehr."

„Das ist gut, Herr . . . doch es gibt viele andere Personen, die sich an Ihrer Stelle hiemit beschäftigen sollten . . . denn sie könnten nicht . . ."

„Denn sie könnten mich nicht anderswo ersetzen, nicht wahr?"

„Das wollte ich sagen."

„Du hast Recht, aber es handelt sich hier um eine Pflicht, die ich zu erfüllen versprochen habe, und ich muß mein Versprechen halten. Was die Demüthigung betrifft, worin liegt sie? Wenn ich Stolz besäße, könnte ich mir nicht im Gegentheil sagen: ich thue zugleich, was Jedermann thun kann und was Jedermann nicht thun kann . . . ich bin also doppelt bevortheilt. Doch ohne so zu urtheilen, genügt es mir, zu sagen, mein Kind, es sei nie eine Demüthigung, eine Allen nützliche und ersprießliche Aufgabe zu erfüllen."

Ich wußte nichts zu antworten.

„Besteht die Demüthigung darin, daß ich mit den nackten Beinen in den Schlamm gehe? Dann, mein Kind," fuhr Claude Gérard lächelnd fort, „dann demüthigen sich die schönen, edlen, reichen Herren, welche jeden Winter im Sumpfe jagen, eben so tief als ich, denn um das Vergnügen zu haben, ein paar armselige Vögel zu schießen, gehen sie bis an den Bauch in den Koth . . . Auf, mein Kind, Muth und Zufriedenheit im Herzen . . . unsere Arbeit wird Allen ersprießlich sein. . . . Beeilen wir uns . . . wir müssen bis Mittag zurück sein, um die Schule vorzubereiten."

Und Claude Gérard ging muthig ans Geschäft, und arbeitete mit aller Anstrengung einen dicken Schleim

auf den Rand des Waschteiches, ich füllte meinen Eimer mit diesem Kothe und breitete ihn längs einer Erhöhung an den Pappelbäumen aus.

Ich gestehe, das Beispiel, die Worte, von Claude Gérard erhoben die Arbeit, an der ich Theil nahm, in meinen Augen, machten sie mir minder peinlich, minder zurückstoßend.

Ohne Zweifel um mich noch mehr zu ermuthigen, sagte mein neuer Herr nach Verlauf einer Stunde zu mir:

„Im nächsten Frühjahr, mein Kind, besuchen wir diese Pappelbäume . . . Durch den Morast, den Du an ihren Fuß niedergelegt, werden sie grün und buschig treiben, denn der in dem Waschteiche so schlechte Koth wird ein vortrefflicher Dünger für diese schönen Bäume, deren Wurzel er nährt . . . Nun sprich, liebes Kind, wirst Du Dich dadurch, daß Du, ein paar Eimer Schlamm an ihren Fuß werfend, dazu beigetragen hast, diese großen Bäume schöner, kräftiger zu machen, als je, gedemüthigt fühlen?“

„Oh! nein, Herr, ich werde sie im Gegentheil mit Vergnügen anschauen,“ rief ich immer mehr entzückt über die Betrachtungen von Claude Gérard.

Und der Charakter der Kinder ist so beschaffen, daß ich nicht ohne eine gewisse Befriedigung meiner Eitelkeit eine zuerst mit Ekel begonnene Aufgabe beendigte.

Wenn ich so bei einzelnen praktischen Lehren von Claude Gérard verweile, so geschieht es, weil sie eine entscheidende, beinahe unabläßige Einwirkung auf mein Leben hatten; ich muß auch zu meinem Lobe vielleicht, oder vielmehr zu dem von Claude Gérard sagen, daß seine einfachen, klaren, logischen Lehren beinahe unmittelbar und sehr tief in meinen Geist und in mein Herz eindrangen, während ich mit einem gewissen moralischen Unbehagen, mit einem instinktartigen Widerwillen die

fluchwürdigen Maximen von Cul=de=jatte, welche mir Bamboche kurz zuvor predigte, aufgenommen hatte.

Nachdem wir so die Reinigung des Waschteiches besorgt, kehrten wir eiligst nach Hause zurück; ein Stück schwarzes Brod und ein paar Nüsse bildeten unser Frühstück; dann half ich Claude Gérard Vorbereitungen zur Schule treffen, seltsame Präliminarien, welche ein neues Erstaunen meinem übrigen Erstaunen beifügten.

Da die Kühe nur selten während der schlimmen Monate des Winters hinauskamen, so verengte ihre beinahe beständige Gegenwart in dieser Jahreszeit um Vieles den den Zöglingen von Claude Gérard überlassenen Raum. Uebrigens wußte ich nie genau, ob man sagen sollte, die Schüler seien im Stall, oder die Kühe seien in der Classe, da das Lokal beinahe gleich unter das Menschengeschlecht und das Ochsengeschlecht getheilt war.

So fanden sich auf der rechten Seite die Krippe, die Raufe und ein zwei bis drei Monate alter Misthaufe, der einen unerträglichen Gestank ausdünstete, während ich längs der entgegengesetzten Mauer Claude Gérard einige hinkende Gestelle aufpflanzen half, auf welche wir Bretter legten; vor diese tragbaren Tafeln setzten wir mehrere Bänke in einen verpesteten Koth, denn der Abhang des Bodens im Stalle führte an diesen Ort den übelriechenden Ausfluß alles Unraths der Thiere.

Wir trafen diese Vorbereitungen beinahe in der Dunkelheit, denn nichts war düsterer als dieses ungefähr zwanzig Fuß lange, einerseits nur durch die Eintrittsthüre, andererseits durch den kleinen Kreuzstock des von Hürden umgebenen Winkels, der dem Lehrer als Zimmer diente, erleuchtete Lokal; die sehr niedrige, aus durchbrochenen und mit Spinnengeweben behangenen Balken bestehende Decke ließ das Heu und das Stroh erblicken, womit der Speicher gefüllt war. Kam die Kälte, so schloß man die Thüre; dann waren zwei

Drittel des Stalles in Finsterniß gehüllt, so daß von etwa dreißig Kindern nur fünf bis sechs beim Schimmer des Tages, den das kleine Fenster von Claude Gérard eindringen ließ, arbeiten konnten. Der Lehrer half diesem Uebelstande, so viel er konnte, dadurch ab, daß er abwechselnd jedes von den in den dunklern Theil des Stalles verbannten Kindern vorrief und diese eine Viertelstunde in seinem Zimmer und unter seinen Augen arbeiten ließ.

Kaum hatten wir die Tische und Bänke zurechtgestellt, als die Kinder nach und nach kamen. Das am Morgen klare Wetter war neblig und kalt geworden; bald fiel reichlicher Schnee, man mußte also die Thüre des von Vieh und Kindern überhäuften Stalles schließen. Es herrschte nun völlige Nacht.

In einen Winkel gekauert, wohnte ich mit lebhafter Neugierde der ersten Lection bei, die ich geben sah. Die bäurischen Schüler meines Herrn, statt geräuschvoll, lärmend, ungelehrig zu sein und der Mehrzahl nach in den Schulstunden nur eine langweilige oder gleichgültige Arbeit zu sehen, waren ruhig, botmäßig, aufmerksam, sie schienen mir, wenn man so sagen darf, sich nicht nur für die Lehren von Claude Gérard zu interessiren, sondern zu gefallen, zu belustigen, und eine Zuneigung für ihn zu hegen, als wären sie seine Söhne.

Ich begriff später aus einer Erfahrung, die ich an mir selbst machte, wie mit Hülfe einer zugleich geistreichen und einfachen Unterrichtsmethode, wobei die Neugierde, der Ehrgeiz und die Nachahmungsgabe (diese drei bei den Kindern allmächtigen Hebel) zusammenwirkten, Claude Gérard zu eben so schnellen, als befriedigenden Resultaten gelangte. Stets gut, ruhig, nachsichtig, geduldig, durchdrungen von der Heiligkeit des Priesterthums, das er ausübte, und besonders geleitet, unterstützt, ermuthigt durch seine tiefe Liebe für die Kinder, studirte er ihre Charaktere, ihre Instinkte

ihre Leidenschaften, und wußte beinahe stets die natürlichen Triebe zum Guten zu lenken, welche unterdrückt, verfälscht, schlecht gelenkt, Laster und schlimme Leidenschaften geworden wären.

Die Lection dauerte ungefähr eine halbe Stunde, als die Hitze des Stalles und der Geruch des Mistes, vermehrt durch die Auhäufung der Kinder, so erstickend, so betäubend wirkten, daß ich wie mehrere Schüler von Uebelkeit, Beengung und heftigem Kopfschmerz befallen wurde und der Schweiß von meiner Stirne troff.

Man mußte endlich die Thüre des Stalles, dessen Atmosphäre nicht mehr einzuathmen war, öffnen. Da ein lebhafter, kalter Luftzug plötzlich auf eine erstickende Temperatur folgte, so schauerte ich und der Schweiß vereiste sich auf meiner Stirne. Nach einigen Augenblicken schloß man die Thüre wieder, aber wie diese armen Kinder, welche beinahe insgesammt elend gekleidet waren, schnatterte ich fortwährend. Ich erfuhr später durch Claude Gérard, daß diese plötzliche Abwechslung von Kälte und Hitze, daß diese verpestete Luft, in der die armen Geschöpfe lebten, häufig schwere, zuweilen tödtliche Krankheiten verursachten; selten konnte ein Schüler die Lectionen vierzehn Tage hinter einander besuchen.

Nach dem Schlusse der Schule, es war ein Sonnabend, ich werde es des nachfolgenden Umstandes wegen nie vergessen, nahm Claude Gérard einen großen Sack, welcher zwei Abtheilungen hatte, gab mir einen Korb und sagte:

„Auf, mein Kind, folge mir.“

Lächelnd fügte er bei:

„Auch diesmal wirst Du staunen über die Demüthigung, der ich mich unterziehe.“

„Wie so, Herr?“

„Wir werden von Thüre zu Thüre in dem Dorfe unsere Nahrung für die nächste Woche fordern, mein Kind.“

Diese Worte erregten eine neue Verwunderung bei mir.

„Der Gehalt, den man mir dafür bewilligt, daß ich meine Functionen als Lehrer erfülle und die Arbeiten vollziehe, welche Du getheilt hast, liebes Kind, ist so ungenügend, daß ich, wie meine Collegen in den andern Gemeinden, genöthigt bin, meine Zuflucht zu der öffentlichen Wohlthätigkeit zu nehmen, um mir mein tägliches Brod ungefähr zu sichern; sodann ist die Mehrzahl meiner Schüler so arm, daß ihre Eltern es vorziehen, mir ihre kleine Abgabe in Natur zu bezahlen... Nun, mein Kind, sprich offenherzig ... ist das für mich nicht der höchste Grad der Demüthigung?"

„Ich," sagte ich zu Claude Gérard, „ich, der ich zu betteln gewohnt bin, finde das nicht demüthigend.. Doch Sie, mein Herr, der Sie ein Gelehrter sind und dem Dorfe so viele Dienste leisten?"

„Gerade, mein Kind, weil ich das Bewußtsein habe, daß ich Allen einige Dienste leiste, fühle ich keine Demüthigung darin, daß ich von Jedem empfange, was er mir geben kann, um zu meinem Lebensunterhalte beizutragen, weil ich keine andere Mittel besitze. Wäre ich im Gegentheil träge, müßig, unnütz, so würde ich eine entehrende Feigheit begehen, wenn ich von den armen Leuten ein Stück von ihrem Brode annähme. Auf, komm, mein Kind, vielleicht wird Dein Mahl diesen Abend weniger einfach sein, als das von gestern, denn meine kleinen Vorräthe waren erschöpft."

Claude Gérard gab mir so gleichsam jeden Augenblick ein neues Beispiel einer von dem Bewußtsein der eigenen Würde erfüllten Resignation; ich folgte ihm bei seiner Runde.

Indem ich mich später dieses neuen Umstandes erinnerte und darüber nachdachte, bekam ich das Maaß der Achtung, der unter der Bevölkerung diese Lehrer theilhaftig sein mußten, welche, wenn ihnen die materiellen Mittel gegeben wären, in zwanzig Jahren

das Angesicht eines Landes verändern und eine ganz neue Generation durch die einzige Thatsache der Erziehung schaffen könnten . . . doch es gibt ohne Zweifel politische Gründe, welche sich dieser großen, gesellschaftlichen Umstaltung widersetzen.

Claude Gérard war im Allgemeinen geliebt und sogar geachtet, aber in Folge seines armseligen Daseins und der Nebenarbeiten, die er vollzog, stellte man ihn auf ein Niveau mit einem guten Hirten oder einem ehrlichen und verständigen Ackerknecht.

Die armen Leute liebten ihn besonders: mit einer brüderlichen Herzlichkeit reichten uns diese ihre bescheidene Gabe, der Eine ein kleines Maaß getrocknete Gemüse, der Andere einige Früchte; ein Dritter einen Metzen Kartoffeln und wieder ein Anderer etwas Roggen; im Ganzen wurden wir vergleichungsweise viel weniger gut von den etwas wohlhabenden Bewohnern des Dorfes behandelt; diese hegten gegen den Lehrer eine gewisse mit Verachtung gemischte Eifersucht, welche sich durch häufige Versuche einer Demüthigung äußerte; doch man demüthigte Claude Gérard nicht so leicht.

Einige kleine Grundeigenthümer, welche zur Partei des Geistlichen gehörten, sahen die Schule mit schlimmem Auge an; sie fanden es unnöthig, unpassend, gefährlich, den Unterricht im P ö b e l zu verbreiten. „Wenn Jedermann lesen könnte," sagten sie offenherzig, „wodurch ließe sich das Kind eines Mannes, der Etwas hat, von dem Kinde eines Mannes, der Nichts hat, unterscheiden?" Diese Eitlen trugen auch mit ihrer ganzen municipalen Gewalt dazu bei, die Schule von Claude Gérard beinahe unmöglich zu machen, indem sie dieselbe in einen stinkenden, ungesunden Stall verbannten und den Leuten, die sie in Abhängigkeit von sich erhalten konnten, verboten, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Bei diesen stolzen Personen fiel unsere Sammlung sehr winzig aus und wurde beinahe immer mit Beleidigungen gegeben. Eine Hälfte von einem steinharten Brode,

ein Stück ranziger Speck, oder etwas schimmelige Käse, das war ungefähr unsere Ernte bei mehreren Notablen des Dorfes. *)

---

*) Weit entfernt, übertrieben zu sein, ist dieses traurige Gemälde der der ackerbauenden Bevölkerung gebotenen Erziehungsmittel leider unter der furchtbaren Wahrheit. Wir fahren fort das officielle Werk von Herrn Lorrain zu citiren.

„Die Lectionen werden beinahe immer in schmutzigen Ställen gegeben, wo man häufig eine verpestete Luft einathmet.

„Im Allgemeinen sind die Classen eng und ungesund; ich habe Kinder in einem Stalle neben Pferden versammelt gesehen.

„Oft wird die Schule in Ställen, in feuchten Scheunen, in unterirdischen Gewölben, in Kellern gegeben, in welche man kriechend hinabsteigen muß; wir führen als ein Beispiel ein Lokal von unglaublicher Kleinheit an: die Schule von P*** hat nur zwölf Fuß im Gevierte, in diesem Lokal sind im strengsten Winter achtzig Schüler versammelt, während dieser Kinderhaufen, um die Luft einzuathmen, keine andere Hülfe hat, als einen Kreuzstock von der Größe einer Scheibe . . . Wie viel schädlicher muß noch die Entbehrung einer reinen Luft den jungen Landbewohnern sein, welche der freien Luft des Feldes entrissen und in diese erstickenden Kerker, in diese engen, ungesunden, verpesteten Kloake verpflanzt werden, in welche kaum das Tageslicht eindringt, und die den nackten Füßen der Kinder einen feuchten Boden ohne Bretter, ohne Pflaster bieten.

„. . . Ich werde bei den übereinstimmenden Berichten einer großen Anzahl von Inspectoren verweilen, die keinen Anstand nehmen, in

Mehrere Male fühlte ich jedoch unter diesen harten Prüfungen, obgleich ich kurz zuvor ein verlassenes, umherschweifendes Bettelkind war, wie mein Herz sich empörte, wie meine Stirne vor Zorn erröthete, indem ich

---

diesen Herden der Ansteckung die Ursachen einer Menge von ernsten, epidemischen, zuweilen jährlichen Krankheiten zu erblicken, welche die Jugend der Schulen angreifen.

„Ein Mißstand, den wir auf dem Lande beobachtet haben, ist der Mangel an allen hygienischen Mitteln zur Erneuerung der Luft durch Fenster oder Ventilatoren. Wir haben auch ohne darüber zu erstaunen, erfahren, daß nach einer Anwesenheit von vierzehn Tagen die Mehrzahl der Kinder krank wird und die Schule verläßt. **(Haute-Marne).**

„Das Lokal der Classen ist beinahe überall ungesund, schlecht gelüftet, schlecht erleuchtet; ich bin überzeugt, daß drei Viertel von den Krankheiten der Kinder von ihrem Aufenthalt in diesen verpesteten Classen herrühren; in dem Lokal von vielen Classen finden sich Stoffe, unter denen man nicht selten Reptilien finden dürfte. **(Calvados).**

„Sie finden hier bei den Kindern nur blasse Hautfarbe, matte Gesichter und Kraftlosigkeit in allen ihren Bewegungen. Durch eine widrige Erfahrung belehrt, nehmen die Eltern ihre Kinder nach und nach aus der Schule. **(Vaucluse).**

„Die Gemeindeschule ist so klein, so ungesund, daß jeden Winter eine Epidemie eintritt, die eine große Anzahl der Kinder, welche die Schule besuchen, wegrafft. **(Somme).**

Später sagt Lorrain:

die herben, geringschätzenden Worte hörte, mit denen das verächtliche Almosen begleitet war, das man uns zuwarf. Doch zu meinem wachsenden Erstaunen verleugnete sich die unveränderliche Heiterkeit von Claude Gérard nie, und nach seiner Haltung, nach seiner Physiognomie schien er nicht einen Augenblick zu ahnen,

---

„... Wir behaupten also, daß der Lehrer häufig in der Gemeinde gerade wie ein Bettler betrachtet wurde, daß die Maires dem Schulmeister, wenn sie ihm ein Zeichen der Freundschaft geben wollten, in der Küche essen ließen; daß sie an vielen Orten nicht mit Geld bezahlt wurden, daß aber jede Familie bei Seite legte, was sie Schlechtestes von ihrer Ernte hatte, um es dem Lehrer zu geben, wenn er kommen würde, um, seinen Bettelsack auf dem Rücken, vor jeder Thüre sein Almosen zu fordern. Wir sagen, daß der Lehrer nicht immer sehr willkommen war, wenn er in einer Haushaltung seine kleine Gabe an Kartoffeln forderte, weil er den Schweinen Abbruch that.

Dann folgen zur Unterstützung aus den Berichten der Generalinspectoren gezogene Noten.

„. . Man kann bemerken, daß in den vier ersten Gemeinden dieses Cantons nicht von einer Belohnung in Geld die Rede ist: die Schulmeister leben von dem, was die Eltern ihnen bei jeder Ernte freiwillig geben.

„. . Die Lehrer begnügen sich mit einer gewissen Sammlung, die sie bei dem Einen und dem Andern machen. Man denke sich den Herrn Schulmeister, wie er zur Zeit der Weinlese, mit einem Gefäße von Thüre zu Thüre geht und einige Litres Wein bettelt, die ihm häufig mit Unwillen gereicht werden. (**Seine und Oise**) Es gibt

man könne daran denken, ihn demüthigen zu wollen. Dieses Bewußtsein, stets über der Beleidigung zu stehen, ist es nicht der höchste Grad der Würde?

Wir kehrten nach der Schule zurück; mein Korb und der Sack von Claude Gérard waren beinahe voll.

Der Tag war seinem Ende nahe; der Schnee, welcher unabläßig reichlich fiel, hatte sich während unserer Abwesenheit vor der Thür des Stalles angehäuft. Claude Gérard wollte den Eingang abräumen und suchte die Schaufel, die wir, so wie die Haue, nachdem das Grab der Mutter von Regina wieder aufgefüllt war, auf dem Friedhofe vergessen hatten.

„Die Schaufel ist bei dem grünen Baume auf dem Friedhofe geblieben," sagte ich zu Claude Gérard, „ich will sie holen, Herr."

„Es sei, mein Kind," antwortete er mir, „denn wenn sich der Schnee vor dem Stalle anhäuft, so werden wir bei dem geringsten Thauwetter überschwemmt; doch wirst Du Deinen Weg finden?"

„O ja, Herr, seien Sie unbesorgt," und ich wandte mich rasch nach dem Friedhof.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Schnee.

Obgleich der Mond dichte graue, von einem heftigen Winde gepeitschte Schneewolken zu durchdringen

an mehreren Orten eine Art der Belohnung, welche etwas Demüthigendes für den Lehrer in sich schließt, indem sie ihn gewissermaßen dem Individuum gleich macht, das seine Hand ausstreckt, um die Belohnung für seine Mühewaltungen in Empfang zu nehmen... und welche Belohnung! . . . Erbsen!"

hatte, genügte doch seine Helle, um mich zu leiten: ich unterschied vollkommen die Gegenstände.

Ich näherte mich dem Kirchhofe mit einer Art von schwermüthigen Befriedigung; den ganzen Tag durch Träumereien zerstreut, deren Gegenstand Regina war, überließ ich mich ganz und gar diesen Erinnerungen; glücklich durch den Gedanken, ich würde fortan unfern von der letzten Wohnstätte der Mutter von Regina leben, ihrer Mutter, die sie so schmerzlich zu beklagen schien, bildete dies für mich zugleich einen Trost und ein Band mehr, das mich an das Kind fesselte. Ich gelobte mir, mit frommer Achtung das Grab zu pflegen, vor dem ich sie hatte niederknieen sehen . . . es gegen den Einbruch von Schmarotzerpflanzen zu beschützen; im Frühjahr gedachte ich einige ländliche Blumen darauf zu pflanzen, in der tollen Hoffnung, Regina würde, wenn sie je zurückkäme, wenigstens dieses Grab mit einer Sorgfalt unterhalten finden, durch welche sie, ohne daß sie die Quelle wüßte, gerührt werden sollte.

Ich sah endlich irgend einen sonderbaren Zusammenhang zwischen der unerwarteten Erscheinung von Regina und meinem schönen Entschlusse, zum Guten zurückzukehren. In diesem seltsamen Vorfall lag für mich eine gewisse Heiligung des Gedankens, alle meine guten Bestrebungen würden mich Regina nähern.

Mich ihr nähern? nein . . . das ist nicht das richtige Wort, ich konnte nicht hoffen, sie wiederzusehen, und noch viel weniger, mich je ihr zu nähern. Aber während ich das Ausschweifende dieser kindischen, keinen Ausgang verheißenden Leidenschaft erkannte, kam es mir vor, als hätte ich, je mehr ich ein ehrlicher Mensch würde, desto mehr das Recht, an Regina zu denken ... ein süßes und bitteres Gefühl, ein heiliges Geheimniß, das ich für immer in der tiefsten Tiefe meines Herzens zu begraben mir gelobte.

Gereift durch die Jahre, vermöchte ich mir kaum zu erklären, wie diese bizarren Ideen, welche von einer

verfeinerten Empfindbarkeit zu zeugen scheinen, bei einem Kinde meines Alters entstehen konnten; aber ich begreife sie, wenn ich sie theilweise der Frühreife der Gefühle zuschreibe, welche das Beispiel der Liebschaft von Basquine und Bamboche bei mir erweckt und entwickelt hatte. . . . .

Während ich mich diesen Betrachtungen überließ, ging ich langsam dem Friedhofe zu.

Der Wind hatte seine Heftigkeit verdoppelt und einen Theil der Wolken verjagt, welche bis jetzt den Mond verdunkelten; er glänzte bald in einem lebhaften Schimmer, der Schnee hörte auf zu fallen, aber er bedeckte die ganze Ruhestätte wie ein großes Leichentuch.

Die tiefe, feierliche Stille wurde nur durch das schrille Pfeifen des Nordwindes, der durch einige grüne Bäume strich, unterbrochen.

Ich war nie feigherzig gewesen; überdies hatte mich mein Vagabundenleben seit geraumer Zeit mit allen Arten von nächtlichen Vorfällen vertraut gemacht; der Schnee bedeckte den Boden mit so dichten Lagen, daß ich mich gleichsam selbst nicht gehen hörte.

So gelangte ich in die Nähe der Cypresse, bei der ich, nachdem ich mich hinter dem Stamme dieses Baumes während der Beerdigung der Mutter von Regina verborgen, das Grabscheit und die Haue hatte liegen lassen.

Plötzlich blieb ich von Staunen und Schrecken ergriffen stehen. Statt einige Schritte von mir das Grab aufgefüllt, wie wir es am Morgen verlassen, und gleich dem übrigen Boden mit einer Schneelage bedeckt zu sehen, war dieses Grab geöffnet . . . ohne Zweifel seit kurzem, denn zwei Haufen schwärzlicher Erde, welche sich auf jeder Seite des weiten Loches erhoben, stachen scharf von der Weiße des Schnees ab, mit dem der Kirchhof bedeckt war.

Hätte diese gotteslästerliche Verletzung nicht das Grab der Mutter von Regina betroffen, so wäre ich

vielleicht vor dem Gedanken, das finstere Geheimniß zu durchdringen, zurückgewichen; doch die Entrüstung, der Zorn verdoppelten meinen Muth; nichtsdestoweniger fühlte ich die Nothwendigkeit, klug zu sein, schritt geräuschlos und mit äußerster Behutsamkeit vorwärts und erreichte den grünen Baum, hinter welchen ich mich am Morgen gekauert hatte; ich fand hier unsere schwere eichene Schaufel wieder; die Haue war verschwunden. Bis jetzt hatte ich kein Geräusch gehört, ich horchte aufmerksam, als ich plötzlich einen starken Tabaksgeruch spürte, der aus dem offenen Grabe hervorströmte.

Eine Ahnung sagte mir, der Mann, dessen finsteres Gesicht mir am Morgen aufgefallen, und der cynischer Weise einem Leichenbegängnisse zuschauend seine Pfeife geraucht, verletze in diesem Augenblick das Grab ... Ich hörte bald eine Art von Stampfen mit den Füßen, worauf mehrere dumpfe Schläge folgten, welche aus dem Eingeweide der Erde zu kommen schienen... Plötzlich schleuderte eine unsichtbare Hand die Haue auf den Rand des Grabes, dann sah ich den Kopf und endlich die Brust eines Menschen erscheinen; er half sich mit seinen Händen aus der gähnenden Oeffnung empor und hatte ohne Zweifel seine Pfeife niedergelegt, denn er hielt zwischen seinen Zähnen ein Päckchen, das ziemlich schwer zu sein schien.

Ich erkannte den Mann, den ich am Morgen gesehen.

Durch den Stamm der Cypresse und durch den Schatten, den sie warf, verborgen, konnte ich von dem Elenden nicht wahrgenommen werden ... Ich blieb unbeweglich, wußte nicht, was ich thun sollte, befürchtete, entdeckt zu werden, und erwartete von den Umständen irgend eine Eingebung.

Dieser Mensch, den ich fortan den Cul-de-jatte nenne (ich werde sogleich sagen, wie ich die Ueberzeugung erlangte, daß er es war) dieser Mensch, der fluchwürdige Lehrer von Bamboche, kam ganz aus dem

Grabe hervor und richtete, ohne Zweifel müde, daß er sich so lange hatte gebückt halten müssen, seine hohe, kräftige Gestalt einen Augenblick auf. Dann nahm er mit der Hand das Päckchen, das ich bemerkt hatte, schaute nach allen Seiten, erblickte die Cypresse, hinter der ich gekauert war, und näherte sich ihr.

Ich hielt den Athem zurück, drängte mich auf mir selbst zusammen und machte mich so klein als möglich, um im Schatten und hinter dem Stamm, der mich verbarg, unbemerkt zu bleiben.

Der Cul=de=jatte kam immer näher . . . ich hielt mich für todt.

Doch statt noch einige Schritte zu machen, setzte er sich zum Glück oben auf eine kleine Böschung und wandte mir so völlig den Rücken zu, während er das Päckchen aufknüpfte, das er zwischen seinen Zähnen gehalten hatte, um leichter aus dem Grabe herauszukommen; es war ein schlechtes Sacktuch, worin sich durch einander verschiedene, ohne Zweifel von ihm aus dem Sarge gestohlene Gegenstände befanden.

Der Cul=de=jatte legte das Päckchen zwischen seine Beine und fing an aufmerksam seine Beute bei der Helle des Mondes zu untersuchen, denn ohne Zweifel befürchtete er nicht, zu dieser Stunde der Nacht überrascht zu werden.

Die Eingebung, welche ich von den Umständen erwartete, kam mir plötzlich: als ich bei einer zufälligen Bewegung unter meiner Hand den Stiel der schweren Schaufel fand, der ich mich am Morgen bedient hatte, stand ich auf, ohne das geringste Geräusch zu machen; überdies hätte der Wind, der die Zweige der Cypresse heftig schüttelte, den Cul=de=jatte mich zu hören verhindert... Ich nahm mit beiden Händen den Stiel der Schaufel und hob diese wie eine Keule in die Luft, als ich, mit einem letzten Blicke den Bereich meiner Waffe berechnend, wahrnahm, daß ich, um sicher den Cul=de=jatte zu erreichen und ihm mit allen meinen Kräften

einen Schlag auf den Schädel versetzen zu können, zwei Schritte gegen ihn gehen und völlig aus meinem Versteck hervortreten mußte.

Einen Augenblick zögerte ich . . . meine Entschlossenheit verließ mich. Das geringste Geräusch, das mindeste Zaudern bei meinem Angriff konnten mein Verderben herbeiführen; . . . denn dieser Mensch wäre nicht vor einem Morde zurückgewichen.

Doch der Gedanke an Regina kam mir zu Hülfe; ich rief sie im Geiste an, wie man seinen guten Engel anruft. Mit einem Sprunge stürzte ich vor; die Schaufel fiel auf den gesenkten Kopf des Cul-de-jatte mit der Geschwindigkeit eines Blitzes . . . Der Schlag war so heftig, daß die Schaufel entzweisprang.

Der Cul-de-jatte erhob einen Augenblick die Arme, als wollte er damit an seine Stirne fahren; dann entschwanden ihm die Kräfte, er fiel rückwärts und blieb bewegungslos... Da ich befürchtete, ich habe ihn nur betäubt, so versetzte ich ihm neue Schläge mit wildem Eifer; bald röthete das Blut den Schnee um uns her.

Der Anblick dieses Blutes machte mich schauern . . . ich warf die Schaufel weit von mir weg und zitterte vor Schrecken, als hätte ich ein Verbrechen begangen . . . Bald aber überwand ich meine Aufregung, denn ich sagte mir, ich habe im Ganzen mit Recht diesen Entweiher der Gräber geschlagen.

Ich näherte mich dem Cul-de-jatte, um ihm die in dem Grabe gestohlenen Gegenstände abzunehmen.

Ich sah ein offenes Etui, worin eine dicke goldene Kette und ein Medaillon, ebenfalls von Gold, enthalten waren . . . sodann mehrere Ringe, woran Edelsteine glänzten, ohne Zweifel den Händen des Leichnams entrissen; endlich ein Portefeuille, das der Cul-de-jatte geöffnet hatte, denn eine ziemlich große Anzahl Briefe war auf dem Boden umhergestreut . . . Aus einem dieser Briefe sah eine Haarschnur hervor, an welcher ein kleines Kreuz von bronzirtem Stahl und eine kleine

bleierne Medaille, ungefähr so groß wie ein Zehn-Sous-Stück hingen.

Mein erster Gedanke war, diese Gegenstände zusammenzuraffen, sie auf der Stelle Claude Gérard zu überbringen und ihn von dem, was vorgefallen, in Kenntniß zu setzen; doch ich bedachte, der Cul-de-jatte habe schon einige Stücke in seine Tasche stecken können, und schickte mich an, ihn trotz eines mit Furcht gemischten Widerstrebens zu durchsuchen . . . Seine Hand, die ich berührte, war eisig . . . das machte mich kühn . . . Er trug ein schlechtes Wamms und eine Tuchhose . . . Während ich die Taschen seines Wammses betastete, öffnete ich zufällig sein halb zerlumptes Hemd. Da sah ich bei der Helle des Mondes, der diesen Menschen völlig übergoß, auf seine Haut einen Todtenkopf in natürlicher Größe tätowirt, der beinahe gänzlich die Brust des Elenden bedeckte; . . . die Augenhöhlen dieses Kopfes waren durch zwei rothe Augen gefüllt; er hielt eine Rose zwischen seinen Zähnen. —

„Der Cul-de-jatte!“ . . . rief ich, denn oft hatte mir Bamboche von der unheimlichen Tötowirung gesprochen, die dieser Schurke auf der Brust trug, von einer Tätowirung, welche eigenthümlich genug war, daß mir kein Zweifel über die Identität dieser Person bleiben konnte.

„Der Cul-de-jatte!“ wiederholte ich, immer noch an der Seite dieses Menschen knieend. „Oh! desto besser!... desto besser!...“ rief ich mit einer wilden Freude, „ich bin zufrieden, daß ich ihn... nach all dem Bösen, das er Bamboche zugefügt, getödtet habe.“

Und ich fuhr fort den Banditen zu durchsuchen. Ich fand nichts in den Taschen seines Wammses außer einem Feuerstahl, einer Düte mit Rauchtabak und einem Dolche; doch wie groß war mein Erstaunen und bald mein Schmerz, als ich in den Taschen seiner Hose die zwei kleinen Pistolen fand, die am Tage vorher noch im Besitze von Bamboche gewesen waren!

Durch welch einen seltsamen Zufall war dieser Mensch noch einmal mit Bamboche, dessen Verderben er veranlaßt, zusammengetroffen? Wenn ich an die Blutlache dachte, aus der ich in der vorhergehenden Nacht das kleine Halstuch von Basquine und die drei Goldstücke aufgehoben, konnte ich nicht an der Mitschuld des Cul-de-jatte an diesem neuen Verbrechen zweifeln, da er die Pistolen von Bamboche besaß; doch ich fragte mich, welchen Antheil dieser Elende an dem tragischen Ereigniß genommen, das immer noch für mich in ein Geheimniß gehüllt war, denn ich wußte noch nicht, ob Bamboche oder Basquine das Opfer desselben gewesen, oder ob Beide unterlegen.

Andererseits fand ich kein Geld bei Cul-de-jatte. Was war aus der von Bamboche Claude Gérard gestohlenen Summe geworden, welche allein die muthmaßlichen Mörder meiner Gefährten hatte reizen können?

Alle diese Gedanken boten sich gleichzeitig meinem Geiste und erzeugten darin Unruhe und Ungewißheit. Einen Augenblick bedauerte ich, daß ich diesen Banditen getödtet, der allein vielleicht mich über das Schicksal meiner Gefährten hätte aufklären können; doch wenn ich an sein Leben, an seine Verbrechen dachte, beglückwünschte ich mich wegen meiner Handlung.

Ich legte in einen Flügel meiner Blouse die goldene Kette, das Medaillon, die Ringe, das Portefeuille, in das ich die Briefe wieder geschoben hatte, so wie die Haarschnur, woran ein kleines Kreuz von Bronze und eine Medaille von Blei hingen, ließ den Cul-de-jatte unfern von dem Grabe ausgestreckt liegen und entfernte mich hastig aus dem Friedhof, um Claude Gérard von diesem Ereigniß zu unterrichten.

Ich habe noch ein peinliches Geständniß zu machen.

Es handelt sich um schlimme Versuchungen und um eine schmähliche Handlung, um eine Handlung, die mich in meinem Gewissen bis zu diesem Tage verfolgt hat, wo ich, weit entfernt zu bereuen, was ich gethan . . .

Aber ach! jede Sache hat ihre Stunde.

Was auch die durch den Zufall einer unwürdigen Handlung vorbehaltenen Folgen waren, ich konnte sie zur Stunde, wo ich sie beging, nicht ahnen; ihre Unwürdigkeit läßt sich also in keiner Beziehung schwächen.

Ich erreichte in Eile die Wohnung von Claude Gérard und betrachtete, während ich ging, von Zeit zu Zeit die den Händen des Cul-de-jatte entrissenen Juwelen; es dünkte mir, sie müßten von einem ungeheuren Werthe sein.

„Ah! wenn ich Basquine und Bamboche begegnete," sagte ich zu mir, „welche Freude, wie hätten wir lange Zeit mit einander mit diesem Gelde zu leben."

Doch mein Gedanke blieb hiebei stehen, und trotz dieser Rückkehr zu den gefährlichen Versuchungen der Vergangenheit begriff ich, daß so denken mich zum Genossen des Cul-de-jatte machen hieß, zum Genossen der Verletzung des Grabes der Mutter von Regina . . . Ich wies daher die Versuchung voll Abscheu zurück. Dann wurde ich unwillkührlich von einem zugleich knabenhaften und schlimmen Gedanken ergriffen.

„Nein, nein," sagte ich zu mir selbst, „ich werde die Juwelen ehren, doch dieses Portefeuille enthält Briefe, ohne Zweifel werthlose Briefe, da sie bald die Feuchtigkeit des Grabes vernichten sollte . . . überdies kann Niemand ihr Vorhandensein ahnen, Niemand werden sie fehlen . . . Wenn ich sie behalte, ohne daß es Claude Gérard weiß, thue ich Niemand Unrecht . . . mir gewährt es ein großes Glück, sie zu besitzen, und dann wird das glühende Verlangen, ihren Inhalt zu erfahren, für mich die größte Ermuthigung sein, um lesen und schreiben zu lernen."

Wenn ich nun mit kaltem Blute hierüber nachdenke, erscheint mir der Grund, oder vielmehr die Entschuldigung, welche ich einer verbrecherischen Versuchung gab, als eine alberne, unbegreifliche Knabenhaftigkeit.

. . . Darum ist es nicht minder wahr, daß ich schon am andern Tage anfing, lesen und schreiben mit einem Eifer, mit einer Ausdauer, mit einer Hartnäckigkeit zu lernen, worüber Claude Gérard in Erstaunen gerieth. Mein einziger Zweck war das Lesen der Briefe, denn ich dachte, das, was ich daraus erführe, wäre vielleicht ein geheimnißvolles Band, das mich mit Regina, ohne daß sie, ohne daß irgend Jemand es wüßte, verknüpfen würde.

Ich suche diese Handlung nicht zu bemänteln; es ist mir nur daran gelegen, mich aufrichtig der albernen, aber wirklichen Gründe zu erinnern, die mich zu einer doppelt strafbaren Handlung antrieben, denn ich nahm aus dem Portefeuille eben so wenig die Haarschnur, als das kleine Kreuz von bronzirtem Stahl und die Medaille von Blei, welche die Briefe begleiteten, indem ich mich zum Behalten dieser Gegenstände einerseits durch ihren geringen Werth, andererseits durch den Gedanken, daß sie für Jedermann hätten verloren sein sollen, bevollmächtigte.

Ein anderer Grund des Diebstahls war das Verlangen, etwas zu besitzen, was der Mutter von Regina gehört hatte, da ich nichts besitzen konnte, was einst der letzteren gehört.

Ich entschied mich also für diesen Diebstahl, und ehe ich mich zu Claude Gérard begab, ging ich zuvor in eine an unsern Stall stoßende Scheune und verbarg das Portefeuille unter einem Haufen Heu.

Als ich bei Claude Gérard eintrat, schickte er sich, über meine verlängerte Abwesenheit sehr unruhig geworden, eben an, mir entgegen zu gehen . . . Sobald ich ihm aber die Verletzung des Grabes und den Tod des Cul-de-jatte mitgetheilt, und die Juwelen nebst dem Etui übergeben hatte, umarmte er mich zärtlich, obgleich sehr erschrocken über die Gefahr, welche ich gelaufen war, lobte sehr meinen Muth und sprach zu mir:

„Wenn auch der Tod selbst eines Verbrechers uns

eine schwere Verantwortlichkeit auflädet, mein armes Kind, denn der Tod ist unfruchtbar . . . er verhindert es nicht, daß die Verbrechen begangen worden sind, und macht die Reue oder eine heilsame Sühnung unmöglich, so verliehen doch der Anblick einer solchen Entweihung und die Furcht, entdeckt und von diesem elenden Schurken getödtet zu werden, eine Befugniß zu einem solchen Todtschlag . . . Ich muß auf der Stelle zu dem Maire gehen, um das Ereigniß anzuzeigen, dann werde ich das so unwürdig entheiligte Grab wieder auffüllen; Du, mein Kind, bleibe hier, erwärme Dich im Stall, denn Du schnatterst vor Kälte . . . Bei meiner Rückkehr verzehren wir unser Abendbrod."

Claude Gérard entfernte sich, ich hatte nicht den Muth, ihn zu begleiten, und fühlte mich überdies gelähmt durch die Müdigkeit und die Aufregungen des Tages.

Sobald der Schulmeister sich entfernt hatte, war es mein erster Gedanke, an einem geheimen Orte das von mir entwendete Portefeuille zu verwahren. Nachdem ich lange die Mittel gesucht hatte, um meinen Diebstahl sicher zu verbergen, entdeckte ich unter einer der Krippen des Stalles einen zersprungenen steinernen Topf, denjenigen ähnlich, deren man sich in dieser Gegend zu Aufbewahrung der Milch bedient; obgleich ziemlich dick, hatte doch das Portefeuille Raum genug in diesem Gefäße; ich steckte es behutsam hinein; dann grub ich ein tiefes Loch unter der Krippe, ganz nahe bei der Mauer des Stalles; nachdem ich die Mündung des Topfes mit Heu verstopft hatte, verbarg ich ihn in diesem Loche, das ich mit gut geschlagener Erde füllte.

Nachdem ich diese Operation beendigt hatte, setzte ich mich auf eine Bank und versank bald, von der Müdigkeit überwältigt, in einen fieberhaften Schlaf, der von seltsamen, unzusammenhängenden Träumen gestört wurde; in einem dieser Träume (ohne Zweifel ward

meine Einbildungskraft von dem berührt, was mir Claude Gérard von Personen gesagt hatte, welche in Folge einer tiefen Lethargie lebendig begraben werden), in einem dieser Träume, sage ich, kam es mir vor, als sähe ich die Mutter von Regina, schön, glänzend, geschmückt, aus ihrem Sarge steigen, mich mit einer unendlichen Sanftheit anschauen und mir durch ein Zeichen bedeuten, ich möge ihr folgen.

Mitten unter diesem Traume wurde ich plötzlich von Claude Gérard geweckt, der mich am Arme schüttelte; ich öffnete die Augen; seine Blouse war mit Schnee bedeckt . . . er hielt in der einen Hand eine Laterne, in der andern eine Haue. Sein Gesicht war äußerst bleich, seine Züge kamen mir sehr verstört vor.

„Der Elende ist entflohen," sagte er zu mir, während er seine Laterne auf den Tisch stellte, „Dein Schlag wird ihn nur betäubt haben."

„Wen?" fragte ich erstaunt.

„Den Cul-de-jatte."

„Er ist nicht todt!" rief ich.

„Als ich Dich verließ," sprach Claude Gérard, „ging ich zu dem Maire; er nahm zwei Männer mit sich, und wir gelangten auf den Kirchhof . . . Wir sahen in der That, daß das Grab geöffnet und der Schnee in der Nähe der Cypresse von Blut gefärbt war . . . Ohne Zweifel betäubt und schwer verletzt, wird der Bandit nach einiger Zeit durch die scharfe Kälte wieder zu sich gerufen worden sein; wir suchten die Spur seiner Tritte auf dem Schnee zu verfolgen. Leicht konnten wir sehen, daß sie schleppend, unsicher waren . . . Diese Spur führte uns aus dem Kirchhofe auf eine Wiese. Doch nach etwa zwanzig Klaftern wurden die Eindrücke hier immer weniger sichtbar; sie verschwanden unter einer neuen Schneelage, denn es schnie seit einer halben Stunde abermals und in sehr reichlichem Maße. . . . Bald ging der Mond unter; da unfern von dem Orte, wo wir die Spur dieses Elenden verloren, große

Waldungen sich ausdehnen und die Nacht sehr schwarz war, so verzichteten wir auf eine unnütze Verfolgung. Morgen wird man die Gendarmerie davon in Kenntniß setzen, damit sie Nachforschungen vornimmt . . . Ich kehrte sodann allein zu dem Friedhofe zurück . . . Die kostbaren Gegenstände wurden wieder in den Sarg gelegt. Ich habe das Grab abermals aufgefüllt," fügte Claude Gérard mit einer Stimme bei, welche mir tief erschüttert zu sein schien.

Seine Aufregung war in der That so groß, daß er inne hielt und mit der Hand über seine in Schweiß gebadete Stirne fuhr.

„Ach! Herr," sagte ich zu ihm, „wenn Sie wüßten, welchen Traum ich hatte, als Sie mich aufweckten! . . ."

„Was für einen Traum?"

„Es kam mir vor, als sähe ich die diesen Morgen begrabene Person aus ihrem Sarge steigen... und . . .

„Du hast das geträumt!" rief Claude Gérard bestürzt, „Du hast das geträumt! . . . ." wiederholte er und heftete dabei einen unbeschreiblichen Blick auf mich.

„Ja, Herr," sagte ich ganz erstaunt über das Gewicht, das er auf diesen Traum zu legen schien, „diesen Morgen sprachen Sie mit mir von Personen, welche . . ."

„Ah! das ist es," versetzte Claude Gérard, der mit einem gewissen Eifer die Erklärung meines Traumes aufzunehmen schien, „das ist es . . . Deine Einbildungskraft war angeregt. . . Nun, es ist ein seltsamer . . . seltsamer Traum," fügte er ruhiger bei; „doch, Gott sei Dank! es ist nichts Anderes als ein Traum, denn das Grab ist wieder angefüllt . . . und es bleibt nur die Erinnerung an die schändliche Verletzung . . . Wir wollen hoffen, mein Kind, daß dieser Elende, der Urheber der Entweihung, der Gerechtigkeit nicht entgeht. Aber lege Dich nun nieder, mein

Kind. Ich, was mich betrifft, bin ganz gelähmt vor Müdigkeit."

Nachdem er so gesprochen, warf sich Claude Gérard auf sein ärmliches Lager.

Sechzehntes Kapitel.

Die Jahrestage.

Während der ersten Tage, welche auf die Beerdigung der Mutter von Regina folgten, wurden alberne Gerüchte von einigen alten Weibern des Dorfes in Beziehung auf angebliche Erscheinungen verbreitet, welche in dem kleinen, vereinzelten Hause, das die arme, junge Frau bis zu ihrem Tode bewohnt, stattgefunden haben sollten; bald hernach aber hörten diese Gerüchte in Folge der Bemühungen von Claude Gérard auf, den dieses abergläubische Wesen und die Aufmerksamkeit, welche es auf das kleine Haus lenkte, das übrigens ein paar Monate nachher verkauft wurde, seltsam zu ärgern schienen . . . .

. . . .

. . . .

Von dem Tage an, wo ich Regina dem Leichenbegängnisse ihrer Mutter hatte beiwohnen sehen, von diesem Tage an, der auch der erste war, den ich bei Claude Gérard zubrachte, datirte gleichsam der Anfang meiner sittlichen Wiederherstellung, und ich gefiel mir darin mit einer mehr süßen, als bitteren Traurigkeit, diese zwei Jahrestage in meinem Geiste zu vermengen.

Gewissenhaft erfüllte ich das Versprechen, das ich mir selbst geleistet, mit frommer Ehrfurcht das Grab

der Mutter von Regina zu erhalten, ein bescheidenes Grab, worauf man nur den Namen **Sophie** eingegraben las, den Taufnamen der jungen Frau, als letzte, über ihr Andenken verhängte Demüthigung, den ihr Leichenstein sollte weder den Namen ihrer Familie, noch den ihres Gatten bezeichnen.

Tief erschüttert durch das traurige Ende dieser Unglücklichen, billigte Claude Gérard meinen Wunsch, ihr Grab vor einem nahe bevorstehenden Verfall zu bewahren. Ich umgab es mit einem ländlichen Gitterwerk, das auf zwei Seiten kreisförmig auf die Cypresse zulief, hinter welche ich mich bei dem Anblick von Regina gekauert hatte; rings um den Leichenstein legte ich grünen Rasen und bestreute sodann mit schönem, gelbem Sand den schmalen Gang, der den kleinen Grasplatz umzog; für die Zeit der Wald- und Wiesenblumen bereitete ich endlich eine Rabatte in Form eines Körbchens am Ende des Rasens.

Mehrere Male in der Woche brachte ich in diesem schwermüthigen Gärtchen einen Theil der Erholungsstunden zu, die mir Claude Gérard bewilligte.

Der Winter zerstörte die letzten Blumen, die ich während des Herbstes gepflanzt hatte, welcher dem ersten Jahrestage dieses Leichenbegängnisses vorherging; aber gegen die Mitte des Februars begannen die Schneeglöckchen und Petersschlüssel, mit denen unsere Wiesen bedeckt waren, zu blühen, und am 27. Februar Morgens, am Tage der Seelmesse, hatte ich die Rabatte des nun grünen Grasplatzes in ein Körbchen von lila und weißen Blumen verwandelt, deren zugleich melancholische und sanfte Farben einen Anblick von reizender Frische boten.

Als meine Aufgabe vollbracht und der Sand des Ganges gut geebnet war, setzte ich mich, um auszuruhen, auf eine hölzerne Bank, welche ich am Fuße der Cypresse errichtet hatte.

Ich überließ mich ganz und gar meinen Erinne-

rungen und dachte daran, daß ich an demselben Platze ein Jahr vorher Regina zum ersten Male seit ihrer Entführung im Walde von Chantilly wiedergesehen hatte.

Plötzlich kam ein, Anfangs entferntes, Geräusch von Postpferden und einem Wagen immer näher; eine geheime Ahnung machte mich beben; ich fühlte eine heftige Erschütterung in meinem Herzen.

Bald hielt der Wagen an, einige Sekunden nachher sah ich Regina, schwarz gekleidet, wie sie es das Jahr vorher gewesen, aussteigen.

Die alte Dienerin gab ihr die Hand, der Mulatte mit dem düsteren Gesicht folgte einige Schritte hinter ihnen.

Ich blieb einen Augenblick unbeweglich und fühlte mich zugleich entzückt und bestürzt; als ich aber Regina näher kommen sah, entfloh ich so erschrocken, als hätte ich mich einer schlechten Handlung schuldig gemacht; ich setzte mit einem Sprunge über die Umfriedung des Todtengartens und lief querfeld ein, jedoch nicht ohne einen Ausruf des Erstaunens und der Freude zu hören, den ohne Zweifel der Anblick der Blumen, welche sie so wenig auf dem Grabe ihrer Mutter zu finden gehofft, Regina entriß.

Ich gelangte in aller Hast zu Claude Gérard.

„Mein Freund!“ rief ich eintretend (ich nannte ihn so seinem Wunsche gemäß), „mein Freund, wenn man fragt, wer das Grab der armen jungen Dame gepflegt habe, so sagen Sie nicht, daß ich es gewesen bin.“

Meine Unruhe, meine Angst, mein Verlangen, der gerechten Dankbarkeit zu entgehen, welche meine uneigennützige Sorgfalt verdiente, setzten Claude Gérard in lebhaftes Erstaunen; er errieth, daß ich ihm nicht Alles sagte... Seit einem Jahre hatte sein Einfluß auf mich bedeutend zugenommen; von Fragen bedrängt, besaß ich auch nicht die Kraft, ihm mein Geheimniß, das heißt meine kindische Liebe für Regina zu verschweigen.

Ich verbarg jedoch Claude Gérard den Diebstahl des Portefeuille und des kleinen Kreuzes; die Scham hielt mich stets ab, ihm dies einzugestehen.

Ich war darauf gefaßt, meinen Herrn gegen mich aufgebracht zu sehen; er sagte mir nur:

„In einigen Jahren, mein Kind, werde ich Dich an die vertrauliche Mittheilung erinnern, die Du mir so eben gemacht hast; bis dahin fahre fort, das Grab mit Ehrfurcht zu pflegen und zu unterhalten; erkundigt man sich, so werde ich sagen, ich habe diese Pflicht erfüllt, oder Du habest vielmehr auf meinen Befehl gehandelt."

Regina wollte in der That wissen, wer so viel Sorge für das Grab ihrer Mutter gehabt; ehe sie das Dorf verließen, begab sich der Mulatte, ihr vertrauter Diener, in das Pfarrhaus, um Erkundigungen einzuziehen. Der Pfarrer war abwesend, aber der Mulatte fand Dame Honorine, welche ihm mit einer bewunderungswürdigen mercantilischen Geistesgegenwart antwortete:

„Auf Befehl des Herrn Pfarrers hat unser Todtengräber das Grab mit so viel Sorgfalt unterhalten. Dieser Mann wird hiefür bezahlt und Sie haben ihm also nichts zu geben, mein Herr. Doch Ihre Gabe kommt von Rechtswegen der Kirche zu, und wenn Sie es wünschen, wird man die Sache um denselben Preis fortsetzen."

Der Mulatte machte der Kirche sein Geschenk, schloß einen Handel für die nächsten Jahre und reiste am Abend mit Regina ab, welche von diesem Augenblick an glaubte, die auf das Grab ihrer Mutter verwendete Sorgfalt sei eigennütziger Natur und bezahlt.

Von da an war jeder Jahrestages des Todes der Mutter von Regina für mich eine Quelle unsäglicher Aufregung. Das Jahr verging so beinahe schnell in Folge der Ungeduld und einer Mischung von Hoffnung und Furcht, mit der ich diesen Tag, den einzigen unter

allen Tagen erwartete, welcher Regina in das Dorf führte.

Am dritten Jahrestage, (da ich durch eine Aushöhlung in der Hecke, hinter die ich mich gekauert, wahrgenommen, daß Regina trotz der Ungunst der Witterung bis zur Nacht am Grabe ihrer Mutter blieb), hatte ich mittelst einer von Stangen gehaltenen Strohmatte eine Art von Dach über der an die Cypresse angelehnten Bank improvisirt; ich beglückwünschte mich um so mehr wegen dieser Vorsicht, als der Schnee beinahe den ganzen Tag hindurch unabläßig fiel.

. . . .
. . . .

So sah ich Regina von Jahr zu Jahr größer und vom Kinde ein Mädchen werden. Diese Begegnungen, welche nur einmal im Jahr und ohne Uebergang stattfanden, machten mir die Entwicklung der Reize ihrer Person und ihrer blendenden Schönheit noch auffallender.

Als Regina ein Alter von ungefähr sechzehn Jahren erreicht hatte, waren die Vollkommenheit ihrer schlanken Gestalt, die Regelmäßigkeit ihrer Züge, der Zauber ihres zugleich zierlichen und stolzen Ganges und ihrer geringsten Bewegungen unvergleichlich. Ebenholzschwarz wie ihre Haare, ließen die erwähnten drei Mahle die durchsichtige Frische ihrer Gesichtshaut und den Purpur ihrer Lippen noch glänzender erscheinen.

Bei jedem Jahrestag drückte ihr Antlitz, nicht mehr einen brennenden Schmerz, aber eine ernste, ergebene Schwermuth, eine tiefe Sammlung aus... Sie blieb zuweilen eine Stunde lang unbeweglich, ihre Stirne in der Hand, als suchte sie hartnäckig den Schlüssel zu irgend einem Geheimniß; oft schien sie von einer peinlichen Uugeduld zu beben; eines Tags sah ich aus meinem Verstecke, wo ich mich wie gewöhnlich gekauert hielt, nach einem solchen langen Nachsinnen eine schmerzliche Entrüstung ihr Antlitz zusammenziehen, Thränen über ihre Wangen fließen, und sie rief aus:

„Oh! meine Mutter! meine Mutter!... ich werde Dein Andenken rächen!..."

. . . .

. . . .

Ich war als Kind bei Claude Gérard eingetreten und reifte bei ihm zum Jüngling heran; durch seine Sorgfalt, durch seine ganz väterlichen Bemühungen erlangte ich in wenigen Jahren eine gewisse Bildung; je mehr ich indessen darüber nachdenke, desto mehr bin ich erstaunt über die Willenskraft von Claude Gérard; trotz der Schwierigkeiten und Hindernisse aller Art, von der beinahe tödtlichen Ungesundheit seiner Schule, von dem Mangel an Elementarbüchern, welche die zu armen Eltern ihren Kindern nicht geben konnten, und die er ihnen ebenso wenig zu verschaffen vermochte (er suchte dieser Dürftigkeit theilweise durch Manuscripte abzuhelfen, welche die Druckschrift nachahmten, ihn jedoch einen Theil seiner Nächte kosteten), bis zu der unglücklichen und strafbaren Sorglosigkeit der Familien und dem schlechten Willen der Behörden der Gemeinde, erhielt Claude Gérard im Allgemeinen unglaubliche Resultate.

Weit entfernt, die Erziehung seiner Schüler auf das Lesen und Schreiben zu beschränken, gab er ihnen so viel als möglich einen für ihre Lage nützlichen und praktischen Unterricht.

Seine klaren, einfachen, wechselreichen Lehren berührten und lösten so alle Grundfragen des Ackerbaus, mit besonderer Rücksicht auf den Anbau des Bodens in der Gegend, die er bewohnte, wodurch er eine ganze junge Generation gegen die Vorurtheile und den Schlendrian des Herkommens zu beschützen suchte.

Mehr noch... zweimal in der Woche führte Claude Gérard seine Schüler zu einer kleinen Zahl von Handwerkern, welche in der Gemeinde ihren Wohnsitz hatten; hier lernte Jeder, nach seinem Geschmack, wenigstens die ersten Elemente von einer jener Handarbeiten, welche den in großer Entfernung von Dörfern lebenden,

vereinzelten Bauern gleichsam unerläßlich sind; so wurden die meisten Schüler von Claude Gérard ein wenig Zimmerleute, Schlosser und Maurer, und konnten im Falle der Noth einen sinkenden Balken stützen, einen Pflug beschlagen, oder eine geborstene Mauer wieder ausbessern; um von den Handwerksleuten diese praktischen Lectionen für seine Schüler zu erhalten, welche jenen überdies zweimal in der Woche als Lehrlinge dienten und sie in ihrer Arbeit unterstützten, gab Claude Gérard wiederum diesen Handwerkern selbst gewisse Elementarlehren in der Geometrie und Mechanik, die auf ihr Gewerbe anwendbar und beim Zimmermann für das Behauen und das Zusammensetzen des Holzes, bei dem Maurer für das Behauen der Steine und den Bau, bei dem Schlosser für die Berechnung der Federn, der Gewichte und der Hebel sehr nothwendig waren.

An Sonntagen sammelte man Kräuter und lernte eine Menge von Pflanzen mit heilsamen Eigenschaften kennen und anwenden; am Donnerstag lehrte Claude Gérard den Gesang durch eine wegen ihrer Einfachheit und Klarheit bewunderungswürdige Methode, wobei die so furchtbar unentzifferlichen Zeichen der Musikschrift durch die gewöhnlichen, für aller Kinder bekannten und lesbaren Ziffern 1, 2, 3, 4 u. s. w ersetzt sind. Claude Gérard schrieb selbst diese einfachen und bequemen Tonstücke, welche seine Schüler sodann abschrieben; Jeder besaß so unter einem kleinen Einbande eine Art von musikalischer Bibliothek. Der Einfluß der Musik auf die Sitten ist eine so unleugbare Thatsache, daß ich nicht länger bei diesem Gegenstande verweilen werde; die Wirkung dieser Stimmen von Kindern und Erwachsenen in der Sonntagskirche war voll Zauber; oft versammelte man sich auch an schönen Sommerabenden, um unter hochstämmigen Bäumen zu singen.

Claude Gérard vervollständigte den Unterricht seiner Schüler durch eine gedrängte und klare Erläuterung der wichtigsten Erscheinungen der Natur und durch die

Mittheilung verschiedener für das körperliche Wohl der armen Klassen unerläßlicher Gesundheitslehren.

Einige Begriffe über das Gesetz, das Jedermann kennen soll, (während es die ungeheure Mehrzahl faktisch nicht kennt), in Beziehung auf das, was die Hauptrechte und Pflichten der Bürger betrifft, eine kurze Auseinandersetzung der wichtigsten und glorreichsten Ereignisse der Geschichte schloßen die Erziehung der Erwachsenen.

Bei diesem letzten raschen, unvollständigen, aber von Patriotismus überströmenden Unterricht lehrte Claude Gérard, wenn man so sagen darf, **die Liebe für Frankreich.**

„Meine Kinder," sagte er stets, „Ihr habt zwei Mütter, denen Ihr Liebe, Zärtlichkeit und Ehrfurcht, denen Ihr Euer Blut, Euer Leben schuldig seid . . . es ist Eure Mutter . . . es ist Frankreich. . . . Gegen Beide sind die Bande, die Pflichten dieselben, die eine erröthen machen, heißt auch der andern Schmach zufügen . . . den Stolz von dieser erregen . . . heißt auch den Stolz von jener erregen . . . Ehret also vor Allem Frankreich, seid stolz, dieser guten, alten Mutter anzugeören, ihr zu dienen, sie zu vertheidigen, sie zu rächen."

Dieser glühende, naive Glauben an ein eingebildetes Wesen, das man Frankreich nennt, dieser heilige Enthusiasmus, der die unvergänglichen Wunder des republikanischen Frankreichs erzeugt hat, würde viele starke Geister unserer Zeit vor Mitleid lächeln machen. Aber die bäurischen, geraden, energischen und liebenden Intelligenzen, die sich nach den Lehren von Claude Gérard gebildet, besaßen noch die Unschuld, sich in einer schönen Liebe für das Vaterland zu entflammen; sie wußten nicht, daß der patriotische Aufschwung unserer glorreichen Väter von 93 an das Lächerliche und an den Chauvinisme grenzte, eine Beleidigung, welche erfunden worden ist, um die einfältige und wilde

Aufopferung für das Vaterland, wie ebendieselben starken Geister der Feigheit (so nannte sie Claude Gérard), sagen, zu brandmarken.

Waren die Schüler dieses Lehrers später Männer geworden, so fühlten sie sich auch stolz, Frankreich zu dienen; kam die Zeit der Rekrutirung, so bezahlten sie freiwillig die Steuer des Blutes, statt daß sie ihr zu entkommen gesucht und sich in die Wälder geworfen hätten, um hier ein Leben der Empörung und des Umherschweifens zu führen; es gestanden auch die Leute, welche am Feindseligsten gegen den Schulmeister gesinnt waren, daß seit den zehn Jahren, die er auf die Erziehung der Kinder wirkte, die einst in der Gegend so zahlreichen Widerspänstigen immer seltener wurden.

Noch ein schlagender Beweis des Einflusses der allerdings unvollständigen, aber, wenn man so sagen darf, höchst ehrenvollen Erziehung, welche diesen Kindern durch Wunder des Verstandes, der Aufopferung und des Willens zu geben Claude Gérard gelungen war.

Man höre eine merkwürdige Thatsache.

Die Julirevolution brach aus; in vielen Provinzen (die unserige gehörte zu dieser Zahl) fanden Willensäußerungen von Unruhen statt, welche bald unterdrückt waren; gewisse Erinnerungen an die Revolution wurden von einigen kühnen Rädelsführern ausgebeutet; unglückliche, in das Elend und in die Armuth versunkene Bauern ließen sich in ihrem Hasse und in ihrer Eifersucht zu Gedanken an Gewaltthaten hinreißen; ein Theil der Einwohnerschaft der zwei der unserigen benachbarten Gemeinden erhob sich unter dem Geschrei: „Krieg den Schlössern!" und kam zu uns, in der Absicht, junge Leute zu rekrutiren, um gegen ein herrliches Schloß zu marschiren, das in einiger Entfernung von unserem Dorfe lag und von einem Grundeigenthümer von beträchtlichem Vermögen bewohnt wurde.

Ich werde nie diesen Tag vergessen, dessen unvor-

hergesehenes Resultat einen so großen Einfluß auf mein Schicksal haben sollte.

Diese Bande mit Flinten, Sicheln und Heugabeln bewaffneter Bauern, der ein Trommler und seltsamer Weise auch der Serpentbläser von einem der Kirchspiele vorangingen, bot einen unheimlichen, furchtbaren Anblick. Sie machte Halt auf dem großen Platze unseres Dorfes; es wurde ein Wirbel geschlagen, die Anführer riefen alle gute Kinder unter die Waffen, um das Schloß Saint-Etienne umzukehren.

Bald von diesem Ereigniß unterrichtet, verließ Claude Gérard sein Haus und sprach lange mit den Anführern der Bande, während der Maire und der Pfarrer ganz bestürzt flohen. Nach dieser Unterredung versprach der Schulmeister, etwa zwanzig muthige junge Leute zu sammeln, und an ihrer Spitze gegen das Schloß zu marschiren.

Nach einer halben Stunde schlossen sich wirklich fünf und zwanzig junge Leute unserer Gemeinde, so gut als möglich bewaffnet, der ersten Bande unter Anführung von Claude Gérard an, der als eine Gunst die Vorhut bilden zu dürfen verlangte.

Während des Zuges vom Dorfe nach dem Schloß exaltirten sich diejenigen, deren Hülfstruppe wir bildeten, immer mehr durch ihr Geschrei und ihren Gesang, brachen in ein einsam stehendes Haus, stießen hier mehreren Weinfässern den Boden ein, und es verband sich die Trunkenheit mit so vielen andern schlimmen Aufregungen.

Unsere Truppe enthielt sich nicht nur jeder Theilnahme an dieser Orgie, sondern sie benützte im Gegentheil die Unordnung, das Zögern, um rasch nach dem Schlosse zu marschiren, ohne daß der übrige Theil der Colonne sich im Geringsten darum bekümmerte, denn wir erfüllten im Ganzen unsere Aufgabe als Vorhut.

Wir gelangten nach dem Schlosse Saint-Etienne; Claude Gérard zeigte mir von ferne den Eigenthümer

des prächtigen Herrenhauses. Dieser Mann hatte keine Ahnung von der Gefahr, die ihn bedrohte, und ging mit seiner Frau, seinen Kindern und mehreren Damen in einem Vorhofe spazieren. Um uns in das Schloß zu begeben, mußten wir über eine Brücke marschiren, welche über den Canal geschlagen war, der den Park umgab. Claude Gérard befahl uns, diese Brücke zu bewachen und, was auch geschehen möchte, den Anderen, vor welchen wir fünf bis sechs hundert Schritte voraushatten, den Uebergang zu verwehren.

Claude Gérard ging gerade auf den Herrn des Schlosses zu, der über diese bewaffnete Zusammenrottung unruhig zu werden anfing, und sprach zu ihm:

„Mein Herr, seien Sie unbesorgt . . . fünfzig durch die Armuth, oder durch schlimme Rathschläge verirrte Menschen haben Ihr Haus anzugreifen beschlossen; sie sind in unser Dorf gekommen, um Unterstützung von uns zu verlangen; nach einer viertelstündigen Unterredung mit ihnen sah ich ein, daß es mir unmöglich wäre, sie von ihrem Vorhaben abzubringen; ich entschloß mich daher, dieselben zu begleiten, um Sie im Falle der Noth zu beschützen . . . Mein Herr, ich habe jene braven Jungen versammelt, welche Sie dort die Brücke bewachen sehen; ich verzweifle noch nicht, daß es mir gelingen wird, die unglücklichen Verirrten zu beschwichtigen, zu deren Hülfstruppen wir uns gemacht haben, um sie im Zaume zu halten. Gelingt es mir nicht, so werden die jungen Leute, die ich mitgebracht habe, und ich Sie vertheidigen; Sie sind mir hiefür keinen Dank schuldig, mein Herr," sagte Claude Gérard zu dem erstaunten Gutsbesitzer, „ich kenne Sie nicht, aber indem wir uns, selbst mit Gefahr unseres Lebens, einem Akte der Gewaltthätigkeit widersetzen, zu dem nichts berechtigt, nicht einmal der Vorwand einer legitimen Rache, ist es die Sache, ist es die Ehre des Volks, dem ich und diese jungen Leute angehören, was wir vertheidigen. Beruhigen Sie sich also, mein Herr, Alles, was

Menschen von Herz thun können, werden wir versuchen, um Ihrer Person und Ihrem Eigenthum Achtung zu verschaffen."

Hienach kehrte Claude Gérard in unsere Reihen zurück, empfahl abermals die Bewachung der Brücke, verbot Jedem von uns, ihn zu begleiten, um ein Zusammenstoßen zu vermeiden, und ging allein auf die halbtrunkene Bande zu, welche nur noch einige Schritte von uns entfernt war. Es bedurfte der Kaltblütigkeit, der Entschlossenheit, des unglaublichen Ansehens, das Claude Gérard von Natur besaß, um die Wuth dieser Leute zu bewältigen, als er ihnen die Ungesetzlichkeit und Unwürdigkeit der Handlung, die sie zu begehen im Begriffe waren, klar machen wollte. Einer von den Unglücklichen versetzte in seiner Erbitterung Claude Gérard einen Schlag mit dem Dreschflegel; aber mit eben so viel Stärke als Muth ausgerüstet, warf dieser, obgleich verwundet, seinen Gegner zu Boden, machte ihn kampfunfähig und fuhr dann fort, an die edeln Gefühle der Meuterer zu appelliren. Die Mehrzahl blieb taub gegen seine Ermahnungen und marschirte stürmisch nach der Brücke; doch eine ziemlich beträchtliche Minderzahl wich dem Einfluß von Claude Gérard und stellte sich auf seine Seite.

Was soll ich noch sagen? Nach einem zum Glück kurzen und nicht sehr mörderischen Kampf zerstreuten sich unsere Gegner in Unordnung aus Furcht vor einem zweiten Angriff. Wir brachten die Nacht unter den Bäumen des Parkes zu und kehrten am anderen Morgen bei Tagesanbruch, überzeugt, daß keine Gefahr mehr das Schloß bedrohte, nach dem Dorfe zurück.

. . . .

Auf der Rückkehr von diesem Zuge sagte mir Claude Gérard folgende Worte, die ich nie vergessen werde:

„Weißt Du, mein Kind, wer die Lehrer der zwei Gemeinden sind, deren Jugend sich solche Gewaltthaten erlauben wollte? Weißt Du, in welche Hände die

Leute, welche regieren, die heilige Sendung, die Kinder dieser zwei Dörfer zu erziehen und ehrliche Leute aus ihnen zu machen, haben fallen lassen? Der eine von diesen Lehrern ist ein Schenkwirth, der Wucher treibt, wenn er nicht betrunken ist. Der andere ist ein freigelassener Galeerensklave. Ach! wie die Lehrer, so die Schüler!" *)

*) Wir wiederholen, daß wir nicht übertreiben. Folgende Citationen aus dem officiellen Werke von Herrn Lorrain werden darthun, in welche Hände die berechnete Gleichgültigkeit der Behörden häufig die Erziehung des Volkes hat fallen lassen: **Aude,** Arrondissement von Carcassone. Ein gewisser V... treibt das Geschäft eines Lehrers, ohne dazu bevollmächtigt zu sein; er führt ein ärgerliches Leben und man behauptet, er komme aus dem Bagno. **Nièvre,** Arrondissement von Chateau-Chinon. Ich habe in dieser Gemeinde nur einen freigelassenen Galeerensklaven gefunden, der heimlich Unterricht gab. **Gers,** Arrondissement von Lectoure. Keine andere Schule als die von N., einem übel berüchtigten Menschen, der wegen Wuchers verurtheilt worden und dem Trunke ergeben ist. **Gers,** Arrond. von Mirande . . Der Lehrer hat einen schlechten Ruf; er ist des Wuchers bezüchtigt. **Puy de Dome,** Arrond. von Thiers: Es ist dringend den Lehrer zu ersetzen: er hat häufig Anfälle von Epilepsie. **Hérault,** Arrondiss. von Saint-Pons. Zur schönen Jahreszeit, wo ihre Schule verlassen ist, verdingen sich mehrere Lehrer als Knechte oder als Hirten. **Aude.** Der Lehrer ist Spezereihändler, zwei andere barbieren vor oder nach der Schule. **Eure,** Canton Vernon. Ich habe unter diesen schlimmen Lehrern einen Barbier,

„Das ist unmöglich!“ rief ich, „es ließen sich keine Worte finden, um eine so verbrecherische Verachtung dessen, was es Heiligstes auf der Welt gibt: Die Erziehung der Kindheit, zu brandmarken.“

---

einen Schneider und einen Wagenmacher gefunden. **Aude,** Arrond. von Limoux. Der sehr alte und bresthafte Lehrer leidet an einer erblichen Taubheit. **Eure und Loir.** Der Lehrer O... ein ehemaliger Hausknecht, flößt den Eltern kein Vertrauen ein. **Basses Pyrénées.** Ich habe unter diesen schlechten Lehrern wenigstens ein Drittel Krüppel, Hinkende, Einarmige, Stelzfüße u. s. w. gesehen, bei denen nur diese körperliche Unfähigkeit der Beruf zum Lehrerstande war.

Wir verweilen nicht bei diesen peinlichen Citationen, deren Zahl ungeheuer ist, denn sie würden uns zu weit führen. Wir wollen zum Schlusse und zu Unterstützung dessen, was wir behaupten, nur noch die trefflichen Worte von Michelet anführen. Sie enthalten eine große Lehre für denjenigen, welcher vergleichen, hoffen und warten kann.

„In seiner furchtbaren Armuth wollte der Convent vierundfünfzig Millionen für den Primärunterricht geben. Eine seltsame Zeit, wo sich die Menschen Materialisten nannten, während diese Zeit in der That die Apotheose des Gedankens, die Herrschaft des Geistes war. Ich verberge es nicht, von allem Elend unserer Tage gibt es keines, das mich mehr drückt: der verdienstlichste, der ärmste, der vergessenste Mensch von Frankreich ist der Schulmeister; der Staat überantwortet ihn den Feinden des Staates. Ihr sagt, die Brüder lehren besser. — Ich leugne es. — Wenn es wahr wäre, was liegt mir daran. — Der Schulmeister,

Claude Gérard lächelte bitter und erwiederte:

„Ich klage nie mit Unrecht an, mein Kind . . . was ich Dir sage, ist wahr . . . Ohne Zweifel haben diejenigen, welche regieren, nicht speciell einen Wucherer und Trunkenbold oder einen freigelassenen Galeerensklaven für die Erziehung des Volkes gewählt ... aber in ihrem höllischen Machiavellismus wissen die Regierenden die Geschäfte eines Lehrers so prekär, so erbärmlich, so demüthigend, so unerträglich zu machen, daß sie nur von Leuten übernommen werden können, die sich wie ich aus Ueberzeugung diesem harten Priesterthum weihen, oder auch von unwissenden, gebrechlichen, rohen Menschen, oder von Elenden, welche die Gerechtigkeit gebrandmarkt hat."

„Aber in welcher Absicht werden diese Functionen, welche so hoch geehrt sein sollten, auf eine solche Art erniedrigt?" entgegnete ich.

„In welcher Absicht, mein Kind?" versetzte Claude Gérard mit seinem traurigen, sanften Lächeln, „weil diesen Behörden daran gelegen ist, durch die Unwissenheit, durch die Armuth, oder durch den Aberglauben verdumpfte Wesen zu regieren ... weil diese Behörden eine erleuchtete Bevölkerung der die Erziehung das Bewußtsein ihrer Rechte und ihrer Kräfte gegeben hätte, fürchten. Man thut auch Alles, was man immer thun kann, daß die Schulen der **Brüder** sich unserer Schulen bemächtigen und sie ersetzen ... Die Brüder modeln die Kinder zum Verzichtleisten auf jede menschliche Würde und zu einem entartenden Servilismus ... Du hast ihre Bücher gelesen, die des Pater G o b i n e t unter

---

das ist Frankreich, der Bruder, das ist Rom. Es ist der Fremde, es ist der Feind; leset nur Ihre Bücher, beobachtet ihre Gewohnheiten, ergründet Ihre Verbindungen. Schmeichler für die Universität und lauter Jesuiten im Herzen!

anderen, und Du siehst die Generation, welche Frankreich diese geheimnißvollen Mönche bereiten, deren Regel Niemand kennt, und deren Oberhaupt in Rom ist."

„Diese Berechnung ist furchtbar und im höchsten Grade albern," rief ich. „Wir haben gestern gesehen, zu welchen Ausschweifungen sich unglückliche Verirrte, durch schlimme Lehren verleiten lassen können."

„Mein armes Kind, die regierende Macht fürchtet wenig die Gewaltthat ... sie erstickt sie im Blute ... aber sie fürchtet die Ideen, welche das Eisen und das Blei nicht vertilgen können. Und leider muß man sagen, die Behörde hat oft die Eltern der Kinder bei diesen verdumpfenden Bestrebungen zu Mitschuldigen ... Und wenn ein Vater bürgerlich vor der Gesellschaft für die Fehler, die sein Kind bis zu einem gewissen Alter begehen kann, verantwortlich ist ... **warum sollte dieser Vater nicht auch moralisch und bürgerlich für die Unwissenheit seines Sohnes verantwortlich sein ...** für die Unwissenheit, welche, wie die Armuth, die Quelle von allem Uebel ist?"

„In der That, das wäre gerecht," sagte ich zu Claude Gérard.

„Ach! mein armes Kind, so viele Dinge sind gerecht, doch wer bekümmert sich darum, sie geltend zu machen? In gewissen Ländern hat der Vater, der seine Kinder nicht in die Schule schickt, allerdings eine Geldbuße zu entrichten ... Es liegt etwas Nützliches in dieser Maßregel, denn man muß das Gute oft mit aller Strenge durchführen ... Doch wäre eine solche Maßregel hier anwendbar? Schau um uns her ... das Elend der Einwohnerschaft ist so groß, daß diese armen Leute der Dienste, die ihnen ihre Kinder leisten, theils indem sie den ganzen Tag hindurch ihr Vieh hüten, theils indem sie trotz der Schwäche ihres Alters den Boden bearbeiten, nicht entbehren können. Was willst Du dann? Genöthigt, ihre Kinder durch eine harte Arbeit das wenige Brod, das sie ihnen geben,

erwerben zu lassen, können sie dieselben nicht in die Schule schicken und man hat nicht die Befugniß, diese unglücklichen Eltern zu tadeln. O Armuth! Armuth!" fügte Claude Gérard mit schmerzlicher Niedergeschlagenheit bei; „Armuth! wirst Du beständig die Quelle von allem Uebel auf Erden sein ... wird denn nie der Tag rechtlicher Vertheilung und des Glückes Aller kommen!..."

. . . .

. . . .

Siebenzehntes Kapitel.

Der Abschied.

Bei der Entweihung des Grabes der Mutter von Regina durch Cul-de-jatte hatte ich ein Portefeuille, das eine große Anzahl von Briefen enthielt, nebst einem Kreuze von bronzirtem Stahl und einer bleiernen Medaille entwendet.

Um in meinen eigenen Augen diese schmähliche Handlung zu mildern, machte ich damals einen seltsamen Vertrag mit mir; ich schwur mir, diese Briefe erst an dem Tage zu lesen, wo Claude Gérard wieder mit mir über meine Geständnisse in Beziehung auf Regina sprechen würde.

Kurze Zeit nach einem von den letzten Jahrestagen, welchem ich meiner Gewohnheit gemäß unsichtbar beigewohnt hatte, sprach Claude Gérard zu mir:

„Mein Kind, Du mußt zu dieser Stunde sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein . . . Vor einigen Jahren hast Du mir die frühzeitige Liebe gestanden, die Du für Fräulein Regina fühltest. Diese Leidenschaft, obgleich entschuldbar durch den Einfluß der traurigen

Beispiele, welche Du in Deiner ersten Kindheit vor den Augen hattest, stand so wenig im Einklang mit Deinem Alter, daß ich weder mit Dir darüber sprechen, noch Dich deshalb tadeln wollte . . . Diese Kinderei konnte sich allmälig aus Deinem Herzen verlieren; warum Dich dann daran erinnern? Sollte diese Liebe im Gegentheil fortbestehen? Ich konnte Dich nicht schmähen . . . ich studierte Dich aufmerksam, und bin überzeugt von dem vortrefflichen Einfluß, den diese Leidenschaft auf Dich gehabt hat und, wie ich glaube, noch lange Zeit haben wird . . . Eine solche Liebe, obgleich hoffnungslos und vielleicht gerade, weil sie hoffnungslos ist, dient für ein Herz, wie das Deinige, als die beste Schutzwache gegen die Verlockungen Deines Alters . . . Doch ich muß Dir sagen, mein theures Kind, daß diese Liebe keine Hoffnung für Dich gewährt: mache Dir keine Illusionen, Regina ist von der blendendsten Schönheit; ihre fromme Ehrfurcht für das Andenken ihrer Mutter kündigt ein edles und zartes Herz an; ihr Charakter ist ohne Zweifel von einer seltenen Festigkeit, ihr Wille von großer Energie, denn sie hatte sicherlich bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, um von ihrem Vater die Erlaubniß zu erhalten, jedes Jahr eine Reise von zweihundert Stunden zu machen, in der Absicht, einen Tag auf dem Grabe ihrer Mutter zu beten. Ich habe erfahren, daß der Vater von Regina, ohne ein großes Vermögen zu besitzen, doch sehr wohlhabend ist und dem ältesten Adel angehört. Seine Tochter scheint stolz auf ihre Geburt zu sein, denn vor zwei Jahren brachte sie ein emaillirtes Blättchen, das Wappen ihrer Familie darstellend, und ließ es mitten auf dem bescheidenen, kahlen Steine befestigen, unter welchem die irdischen Ueberreste ihrer Mutter ruhen . . . Diesen Geschlechtsstolz kann ich bei ihr nicht tadeln, sie wollte ohne Zweifel unter den obwaltenden Umständen gegen die Schmach protestiren, mit der man das Andenken ihrer Mutter zu verfolgen trachtet."

Nachdem er diese letzten Worte gesprochen, hielt Claude Gérard inne; er sah bewegt aus und schwieg einige Zeit.

Ziemlich erstaunt schaute ich ihn aufmerksam an; er schien nachzudenken. Dann kamen einige Worte auf seine Lippen, aber ich weiß nicht, welcher Gedanke ihn zurückhielt, und er sprach mit ernster, durchdrungener Miene zu mir:

„Was auch geschehen, und was Dir auch der Zufall eines Tags offenbaren mag, mein liebes Kind, vergiß nie, daß es Etwas gibt, was über der zärtlichsten Zuneigung steht . . . es ist die Ehrfurcht, die man einem heiligen Versprechen schuldig ist."

„Ich verstehe Sie nicht," entgegnete ich immer mehr erstaunt.

„Alles, was ich von Dir fordere," antwortete er, „ist: Du mögest nie vergessen, was ich Dir in Beziehung auf die Mutter von Regina gesagt habe . . . Es ist möglich, daß Dir die Zukunft den Sinn dieser für Dich jetzt unverständlichen Worte erklärt . . . Um nun auf Regina zurückzukommen, mein liebes Kind . . . sie ist bewunderungswürdig schön und reich, sie ist stolz auf ihre hohe Geburt, und ihr Charakter ist eben so entschlossen, als ihr Herz edel. Diese natürlichen Eigenschaften aber, diese Vorzüge des Ranges und des Vermögens sind eben so viele unüberwindliche Hindernisse, welche sich zwischen Dir und Regina erheben. Liebe sie also, wie Du sie bis jetzt geliebt hast . . . für sie unsichtbar und unbekannt. Denke stets an die unermeßliche Entfernung, die Dich von ihr trennt; sie sei für Dich das glänzende Gestirn, das Dein Leben auf dem Pfade des Guten leiten wird . . . Hast Du eine schlimme Versuchung, so beschwöre durch den Geist das stolze, schöne Antlitz von Regina herauf, und Du wirst ob Deines unseligen Trachtens erröthen . . . Man betet Gott an, man verehrt ihn . . . man fühlt sich durch

ihn im Guten unterstützt . . . man fürchtet ihn im Bösen; und dennoch erscheint er nicht vor unsern Blicken . . . pflegt er keinen Umgang mit uns . . . So sei es mit dem Einfluß von Regina auf Dich."

. . . .

Am Abend des Tages, wo ich diese Unterredung mit Claude Gérard pflog, benützte ich eine Stunde der Einsamkeit, grub den steinernen Topf aus, den ich oft besucht hatte, und zog unter heftigem Herzklopfen und mit erröthender Stirne, als machte ich mich eines unwürdigen Mißbrauchs des Vertrauens schuldig, das Portefeuille hervor.

Wie groß war meine Ueberraschung, meine Enttäuschung, als ich die Briefe aus dem Portefeuille nahm, das dieselben enthielt!

Die Briefe hatten als Adresse nur Anfangsbuchstaben und diese Correspondenz war in einer für mich unentzifferlichen Schrift geschrieben (später erfuhr ich, daß sie deutsch geschrieben waren, und deshalb verstehe ich das Deutsche). Nichtsdestoweniger entfaltete ich sie sorgfältig einen nach dem andern, in der Hoffnung, es dürfte einer derselben in französischer Sprache geschrieben sein. Vergebliche Hoffnung, es war mir unmöglich, einen einzigen davon zu lesen.

Ich fand indessen unter diesen Papieren einen seltsamen Gegenstand: es war eine kleine Krone (eine königliche Krone, ich erfuhr es auch später) von seltsamer Form, durchbrochen aus einem sehr dünnen goldenen Metallblatt geschnitten. Diese von zwei gelb und blauen seidenen Fäden mitten auf einem Gevierte von ziemlich dickem Pergament festgehaltene Krone war von bizarren, symbolischen Linien und von den verschlungenen Buchstaben S und W umgeben.

Unterhalb dieser Krone las man folgendes Datum in französischer Sprache:

Den acht und zwanzigsten December 1815.
Rue du Faubourg du Roule No. 107.
Halb zwölf Uhr Morgens.

Unter diesem Datum fanden sich fünf Zeilen von ungleicher Länge und von verschiedenen Handschriften in deutscher Sprache. Die erste, die dritte und die fünfte Zeile waren mit fester Hand geschrieben, während die zweite und vierte ein zarteres und minder sicheres Aussehen hatten.

Dieser seltsame Gegenstand fiel mir ungemein auf; ich suchte vergebens den Sinn der symbolischen Zeichen zu ergründen, die ihn theilweise bedeckten; die goldene Krone über dem Datum erregte meine Neugierde ebenfalls auf das Lebhafteste, aber es war nicht möglich, sie zu befriedigen. Traurig steckte ich das Pergament, das Kreuz, die Medaille und die Briefe wieder in das Portefeuille und sann auf ein Mittel, um zu erfahren, in welcher Sprache diese Briefe geschrieben wären, ohne bei Claude Gérard Verdacht zu erwecken.

Leider schnitt ein unerwarteter Vorfall meine Gedanken und Bemühungen in dieser Hinsicht kurz ab.

Ich mußte Claude Gérard verlassen.

Ich war als Kind bei ihm eingetreten und verließ sein Haus als Mann, minder durch das Alter (ich zählte ungefähr achtzehn Jahre), als durch die Vernunft und durch eine in einer harten Schule erlangte frühzeitige Erfahrung.

Während der Jahre, die ich bei einem Mann voll Wissen, bei einem mit den seltensten Eigenschaften begabten, praktischen Philosophen zubrachte, entwickelte sich mein Verstand, bildete sich mein Geist; mein Charakter erlangte eine kräftige Stählung und ich lernte ein Handwerk, das des Zimmermanns, welches für mich eine Quelle gegen schlimme Tage sein konnte.

Diese Resultate traten nicht plötzlich ein: oft hatte ich gegen bittere, tiefe Entmuthigungen, veranlaßt durch das armselige, harte, hoffnungslose Leben, an welches

ich gekettet war, zu kämpfen; ich hatte Anfälle verzweifelter Traurigkeit durchzumachen, wenn ich an die zwei Gefährten meiner Kindheit dachte, von deren Schicksal ich durchaus nichts hörte, während ich sie in der Erinnerung eben so zärtlich liebte, als an dem Tage unserer Trennung.

Ich hatte endlich den heftigsten Aerger gegen die unwürdigen Feinde von Claude Gérard zu bekämpfen. Nie ermüdete seine bewunderungswürdige Resignation, nie verleugnete sich seine Ruhe, während sich der Haß seiner Verfolger, statt sich zu besänftigen, bis zur Wuth steigerte. Nach einem durch Demuth, durch Selbstverleugnung, durch Verzichtleistung erhabenen Widerstand sollte er unterliegen . . . denn seltsamer Weise fand Claude Gérard durch blinde Unterwerfung unter die rohesten Forderungen, unter die schreiendsten Ungerechtigkeiten seiner Feinde lange Zeit ein Mittel, sie zur Ohnmacht zurückzuführen und sich die niedrige Stellung zu erhalten, die er im Dorfe einnahm.

Doch endlich kam der Tag des Triumphes des erbittertsten, unermüdlichsten Feindes von Claude Gérard: ich meine hiemit den Geistlichen der Gemeinde.

Diesem unwürdigen Priester gelang es nach Intriguen, Verleumdungen und schändlichen Manoeuvres Mißtrauen und Kälte zwischen dem Lehrer und den armen Leuten, die sich so lange geliebt, herbeizuführen; war dieses seit Jahren hartnäckig verfolgte Ziel erreicht, so wurde es ihm leicht, Claude Gérard zu zwingen, die Gemeinde zu verlassen.

. . . .

Die letzten Augenblicke, die ich bei dem Lehrer zubrachte, werden stets meinem Geiste gegenwärtig sein.

Gegen das Ende des Decembers 1832 waren er und ich in dem durch Viehhürden von dem Stall getrennten Winkel beisammen.

Ein düsterer, regnerischer Tag drang kaum durch das kleine Fenster, durch welches ich acht Jahre früher

in das Haus des Lehrers geschlüpft war, um in Gesellschaft von Bamboche und Basquine zu stehlen. (Um diese schändliche Handlung etwas zu mildern, muß ich anführen, daß ich durch meine Arbeit als Zimmergehülfe nach zwei Jahren im Stande war, Claude Gérard diese Summe zurückzubezahlen, wonach er das ihm anvertraute Geld wieder zu ersetzen vermochte.)

Diesen Morgen also ging Claude Gérard bei dem bleichen Schimmer eines anbrechenden Wintertages mit langsamen Schritten, stumm, die Stirne gebeugt, im Zimmer auf und ab.

Ich saß auf dem ärmlichen Bette, in welchem ich die erste Nacht meines Eintritts in dieses niedrige Haus zugebracht hatte, und stützte nachlässig eine von meinen Händen auf einen Reisesack, der zu meiner Seite lag.

Claude Gérard trug seiner Gewohnheit gemäß eine schlechte Blouse, seine nackten Füße waren mit Holzschuhen bekleidet; er hatte sehr gealtert; zahlreiche Runzeln durchfurchten sein Gesicht; seine Haare wurden bereits an den Schläfen grau, aber der ernste, sanft schwermüthige Ausdruck seiner Züge blieb stets derselbe. Nur schien in diesem Augenblick sein Gesicht durch eine heftige Aufregung, die er zu überwinden suchte, zusammengezogen. Als es ihm endlich gelang, sie zu bewältigen, sagte er mit ruhigem Tone und seine Hand nach dem Fenster ausstreckend zu mir:

„Hier, mein Kind, bist Du vor acht Jahren in diese Wohnung eingedrungen . . . Die Verlassenheit, die Armuth, das schlechte Beispiel, die Unwissenheit trieben Dich damals zum Diebstahle an . . . Heute bist Du achtzehn Jahre alt, Du gehst von hier weg . . . als ein ehrlicher Mann, unterrichtet und fähig, Dir selbst zu genügen.“

„Oh, mein Freund! . . . glauben Sie nicht, daß ich je vergesse . . .“

„Höre mich, mein liebes Kind,“ sprach Claude Gérard mich unterbrechend, „ich erinnere Dich an den

Punkt, von dem Du ausgegangen bist, und an den Weg, den Du bis auf diesen Tag durchlaufen hast . . nicht um mich des Guten zu rühmen, das ich Dir erwiesen, sondern daß dieser letzte, auf Dein vergangenes Leben geworfene Blick Dir die Kraft verleihen möge, ruhig die Zukunft anzuschauen. Seit dem Augenblick, wo ich Dich aufgenommen, habe ich Dein Leben Schritt für Schritt, Tag für Tag verfolgt; ein Zeuge der Kämpfe, der Prüfungen, aus denen Du zu Deiner Ehre hervorgegangen bist, vermochte ich zu erkennen, was in Dir Edles, Energisches, Beharrliches in Verfolgung des guten Weges liegt. Muth also, mein Kind . . . So wie Du es gethan, ein arbeitsames, hartes Leben annehmen, ein Leben ohne Freude, ohne Vergnügen und nur erleuchtet einen Tag im Jahr durch die Erscheinung eines jungen Mädchens, das Du stets ohne Hoffnung lieben sollst . . . vergiß das nie; dieses Leben der Verzichtleistung, der Verleugnung ohne Bitterkeit, ohne Empörung gegen das Schicksal ertragen, ist schön, ist gut, mein Kind . . ."

„Ach! mein Freund, wenn mir auf dieser harten, peinlichen Bahn zuweilen die Kräfte fehlten, waren Sie da . . . einige Worte von Ihnen verliehen mir neuen Muth. Doch zu dieser Stunde bricht mein Herz bei dem Gedanken, daß ich Sie für lange Zeit, vielleicht für immer verlassen soll."

„Für immer . . . nein, nein, mein Kind. Es ist ihnen gelungen, mich nach einem zehnjährigen Kampfe aus dieser Gemeinde zu vertreiben; doch bei der Gemeinde, zu der ich gehe, werde ich hoffentlich nicht dieselbe Gehässigkeit finden . . . In einem Jahr bewilligt Dir vielleicht die Person, zu der Du Dich in Paris begibst, einen Urlaub von einigen Tagen . . . Dann, mein armes Kind, werden wir eine große Freude haben, wir, denen so wenig zu Theil wird."

„Ah! mein Freund, wenn Sie gewollt hätten,

würde ich Sie nicht verlassen haben ... ich hätte fortwährend Ihre Arbeiten getheilt ..."

„Nein, nein, mein Kind, diese Zukunft sollte nicht die Deinige sein. Eine unerwartete Lebenslage bietet sich Dir an, sie nicht annehmen, wäre unsinnig; Du wirst nie einen wohlwollenderen Beschützer finden, als Herrn von Saint-Etienne. Er glaubte gegen mich eine große Schuld der Dankbarkeit zu haben, weil ich vor zwei Jahren sein Schloß vor der Plünderung bewahrte ..."

„Und weil Sie ihm vielleicht auch sein Leben retteten, und zwar auf Gefahr des Ihrigen, mein Freund."

„Es mag sein; doch außer einigen Elementarbüchern schlug ich stets die Anerbietungen aus, die er mir machte, um mir seine Dankbarkeit zu beweisen .. Er glaubte endlich ein Mittel zu finden, diese mir darzuthun ... Herr von Saint-Etienne spielt gegenwärtig eine wichtige Rolle in Paris. Er suchte einen redlichen und sichern Mann, der bei ihm einen Vertrauensposten versehen sollte, schrieb mir und machte mir den Antrag, sein Privatsecretaire zu werden, wobei er zum Voraus meine Bedingungen guthieß ... Ich schlug es aus ..."

„Sie schlugen es für sich aus, mein Freund, und nahmen es für mich an ..."

„Weil ich für Dich darin eine ehrenvolle Stellung erblickte; ich machte mich für Dich verantwortlich ... Herz für Herz ... Herr von Saint-Etienne hat zu mir, ich weiß nicht warum, so viel Vertrauen, daß er Dich trotz Deiner Jugend als Secretaire annimmt ... allerdings versuchsweise, doch ich fürchte bei Dir diesen Versuch nicht... Noch einmal, mein Kind, Du siehst, diese Lebenslage ist unerwartet, man muß sie schleunigst ergreifen."

„Und um mir dieses so ruhige, so glückliche Schicksal zu sichern, fügen Sie sich darein, Ihre peinliche Laufbahn fortzusetzen?"

„So demüthig, so ärmlich sie auch sein mag, mein Kind, so ist doch diese Laufbahn fortan für mich heilig. Ich sage es ohne Stolz, Du hast es gesehen: trotz so vieler Hindernisse, welche zu überwinden waren, erlangte ich oft glückliche Resultate . . . diese Belohnung genugt mir . . . Aus einer Generation armer, unwissender, durch das Elend verdumpfter Kinder eine Generation verständiger, ehrlicher, unterrichteter, arbeitsamer Menschen machen, siehst Du, das ist schön, das ist groß und läßt mit Verachtung und mit Mitleid alle die Unwürdigkeiten betrachten, mit denen man mich überhäuft . . . Das Gute ist nun hier geschehen . . . was liegt mir an ihrem Haß.“

Dann fügte Claude Gérard mit einer schmerzlichen Erschütterung bei:

„Ah! . . . wenn ich keinen andern Kummer hätte, als den, welchen mir meine Feinde zu bereiten sich bemühen . . .“

„Ich verstehe Sie, mein Freund . . . die arme Wahnsinnige, die Sie jede Woche in der Stadt besuchten . . . Nun werden Sie vielleicht weit von ihr entfernt sein . . .“

Claude Gérard schwieg lange, sein Gesicht war zusammengezogen, er sah nachdenkend, bewegt aus; endlich nach einer gewaltigen Anstrengung gegen sich selbst sprach er zu mir:

„Ich habe Dir ein Geständniß zu machen . . . ich zögerte lange . . . doch so peinlich dieses Geständniß auch sein mag, so darf ich doch nicht schweigen, da wir uns zu verlassen im Begriffe sind . . . Vielleicht ist meine Offenherzigkeit vernünftig, vielleicht ist sie unsinnig . . . die Zukunft wird hierüber entscheiden.“

„Sie haben mir ein peinliches Geständniß zu machen, mein Freund?“ sagte ich voll Erstaunen zu Claude Gérard.

Achtzehntes Kapitel.

Das Geheimniß.

„Ja," sagte Claude Gérard, „dieses Geständniß wird mir peinlich sein, weil es Dir beweist, daß ich an Dir . . . und an mir gezweifelt habe . . ."

„Und warum?"

„Du erinnerst Dich, daß Du Dich vor ungefähr einem Jahr na.h Deiner Krankheit auf vierzehn Tage von hier entfernt hast?"

„Ja, mein Freund, Ihrem Willen gemäß sollte ich meine Wiedergenesung einige Stunden von hier zubringen, in der Hoffnung, die Luftveränderung würde dieselbe beschleunigen."

„Nun! . . ." fuhr Claude Gérard mit einer unwillkührlichen Verlegenheit fort, „während Deiner Abwesenheit kam Jemand hierher, um nach Dir zu fragen."

„Nach mir? Wer dies?"

„Einer Deiner Gefährten aus der Kinderzeit."

„Bamboche!" rief ich mit einer freudigen Erschütterung, welche sich nicht schildern läßt. „Also waren meine Befürchtungen nicht gegründet, . . . er lebt . . er hat mich nicht vergessen . . ." Und als ich fühlte, wie mir die Thränen in die Augen traten, fügte ich bei: „Verzeihen Sie, mein Freund . . . doch wenn Sie wüßten, was ich empfinde . . ."

„Ich begreife es, mein Kind, und bin weit entfernt, Deine Rührung zu tadeln . . . Höre also, was während Deiner Abwesenheit vor einem Jahre vorgefallen ist:

„Ich war eines Morgens hier; ich sehe einen jungen Mann von großem, kräftigem Wuchse und energischem Gesichte eintreten, der, wie mir schien, mit mehr

Luxus als Geschmack gekleidet war. „„Mein Herr,““ sprach er zu mir, „„vor ungefähr sieben Jahren haben Sie ein verlassenes Kind aufgenommen, so viel erfuhr ich wenigstens durch Erkundigungen, die ich im Dorfe eingezogen.““ „„Und welchen Antheil nehmen Sie an diesem Kinde, mein Herr?““ sagte ich zu dem Unbekannten, indem ich ihn mit eben so viel Erstaunen als Neugierde betrachtete. „„Dieses Kind ist mein Bruder,““ antwortete er mir. „„Ihr Bruder!““ entgegnete ich, und Deiner Geständnisse, so wie des Portraits mich erinnernd, das Du mir oft von Bamboche entworfen, fügte ich bei: „„Sie sind nicht der Bruder, sondern der Jugendkamerad von Martin, Sie heißen Bamboche.““ Trotz seiner sicheren, sogar kecken Miene wurde dieser Mensch unruhig, und die Stirne faltend sagte er zu mir: „„Gleichviel, wer ich bin, mein Herr, ich will Martin sehen. Mit der größten Mühe ist es mir gelungen, seine Spur wieder aufzufinden, und ich sage Ihnen, daß ich ihn sehen werde,““ fügte er mit drohendem Tone bei. Ich zuckte die Achseln und erwiederte kalt: „„Und ich sage Ihnen, mein Herr, daß Sie ihn nicht sehen werden, Martin hat vor vierzehn Tagen dieses Dorf verlassen.““ „„Und wo ist er zu dieser Stunde, mein Herr?““ rief Bamboche mit der größten Hitze, „„ich will es wissen.““ „„Das ist unmöglich, mein Herr,““ entgegnete ich.

„Mein Kind, ich kann Dir keinen Begriff von der Hartnäckigkeit geben, mit der Bamboche zu erfahren suchte, wo Du warst, wobei er sich aller Töne von der Drohung (bald sah er das Vergebliche hievon ein), bis zur demüthigsten und, um die Wahrheit zu gestehen, rührendsten Bitte bediente; ich blieb unbeugsam. Er glaubte mich durch seine Offenherzigkeit erschüttern zu können, gestand den Diebstahl, den Ihr einst begangen habt, und wollte in meine Hand eine Börse voll Gold legen, um mich zu entschädigen; ich wies die Börse zurück und antwortete ihm, es sei Dir gelungen, mir diese

Summe dadurch wiederzuerstatten, daß Du dreimal in der Woche als Zimmergehülfe gearbeitet habest. Bamboche unternahm einen letzten Versuch: er sagte mir, seit zwei Monaten, wo er sich in einer glänzenden Lage befinde, habe er nur einen Gedanken, ein Ziel: Dich wieder aufzufinden; nach unerhörten Anstrengungen, sich der Wege und der Orte zu erinnern, sei ihm dies endlich gelungen, und nun wolle ich Dich seiner Freundschaft entziehen. In den Worten dieses seltsamen Menschen lag eine Mischung von Schlauheit und Aufrichtigkeit, von Frechheit und tiefer Empfindung, welche mir auffiel und mich zugleich unwillkührlich rührte, und gerade dieser Eindruck befestigte mich noch mehr in meinem Entschluß, Dich Bamboche nicht sehen zu lassen. Ich kenne die Menschen; ich war und bin noch überzeugt, daß Dein Jugendgefährte nicht auf eine ehrliche Weise die prächtige Existenz hatte gewinnen können, die er mit Dir theilen wollte. Er gestand es mir übrigens mit einer schamlosen Offenherzigkeit, denn er sagte in dieser Hinsicht zu mir: „„Ich habe mein Geld bei Gott nicht dadurch erworben, daß ich für den Monthyon-Preis arbeitete; aber so wahr ich Bamboche heiße, die kitzeligste Justiz ist nicht berechtigt, in meine Taschen zu schauen."" Ich blieb unbeugsam. Drei Tage hinter einander kam Bamboche, in der Hoffnung, meinen Widerstand zu besiegen, jeden Morgen aus der benachbarten Stadt, wo er sich aufhielt, zu mir. Als er endlich die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen einsah, entschloß er sich, wieder abzureisen.

„Seine letzten Worte, die ich bitter und aufgebracht erwartete, waren im Gegentheil ehrfurchtsvoll: „„So sehr Sie mich auch für einen Banditen halten,"" sagte er zu mir, „„so bin ich doch kein Dummkopf; obgleich jung, hatte ich doch eine harte Schule durchzumachen. Ich kenne meine Leute und bin fest überzeugt, daß Sie ein Mann sind, wie es wenige gibt. Sie sind auch in

den Winkel eines Stalles eingepferchț,"" fügte er ironisch bei.

„Immer derselbe," sagte ich zu Claude Gérard.

„Ja, ich fand wohl den Charakter, den Du mir geschildert, doch mit einer gewissen Weltgewandtheit, mit einer Leichtigkeit der Rede und einem spöttischen Cynismus, wie ich es entfernt nicht bei ihm erwartet hatte. „„Im Ganzen,"" sprach er, „„mußten Sie aus Martin einen würdigen und soliden Jungen machen; es war Stoff bei ihm hiezu vorhanden: Sie durften in diese brave, rechtschaffene Natur nur kräftig einschneiden, denn Martin biß in das Schlimme höchstens mit dem Ende der Zähne und nicht, wie ich, mit vollen Hauern . . . Obgleich er jedoch wenig darein biß und kaum davon aß, wagte es der arme Junge nicht, Anderen einen Ekel dagegen beizubringen.""

„Armer Bamboche!" sagte ich zu Claude Gérard.

„Wie Dich, rührten mich diese Worte," antwortete er. „„Doch Sie,"" sprach ich zu Bamboche, „„Sie, der Sie an das Gute glauben und es sogar bewundern, warum üben Sie es nicht?""

„Und was antwortete er Ihnen?"

„„Sehen Sie, mein würdiger Herr,"" erwiederte Bamboche, „„ich glaube an eine schöne Marmorstatue, an die stolze Haltung, an das ernste und sanfte Antlitz, wie es nun das von Martin sein muß; ich bewundere diese schöne Statue, welche trotz Regen und Wind, trotz Sturm und Gewitter unbeweglich und heiter auf ihrem Piedestal bleibt . . . Ja, ich finde das herrlich . . . so wahr ich Bamboche heiße, es ist ein Schauspiel, das ich liebe . . . Nur, da ich von Fleisch und nicht von Marmor bin, versuche ich es nicht, mich zur Statue zu machen, und ich sage mir: Vorwärts, wälze Deinen Buckel in den Orkan, mein Alter,"" fügte er, mit diesem plumpen Scherze schließend, bei.

„Trotz dieser letzten Plumpheit, war das erste Bild

groß," rief ich; „welche Entwickelung muß der Geist von Bamboche genommen haben?"

„Ja," sprach Claude Gérard mit ernstem Tone, „dieses Bild ist groß, aber es ist falsch. Obgleich von Fleisch, kann der starke Mann von Marmor werden, um dem Orkan der schlimmen Leidenschaften zu widerstehen... Nichtsdestoweniger war ich wie Du von dieser abwechselnd gemeinen, cynischen und erhabenen Sprache betroffen ... Wie Du fragte ich mich, in welcher Schule dieses verlorene Kind die Verfeinerung des Geistes, die sich wiederholt in seiner Sprache bemerkbar machte, erlangt haben dürfte . . .

„Doch nach kurzem Stillschweigen fuhr Bamboche mit bewegter Stimme fort:

„„Leben Sie wohl, mein Herr; ich begreife, daß es für Martin vielleicht besser ist, wenn ich ihn nicht sehe. Umarmen Sie ihn in meinem Namen, und zwar von ganzem Herzen . . . Oh! Sie sind sehr glücklich, Sie,"" fügte er, ungestüm die Hand an seine Augen drückend, bei. „„Sagen Sie ihm, ich liebe ihn nicht mehr, nicht minder als vor acht Jahren, was ich nicht begreifen könne. Denn, Donner Gottes! ich war nicht zärtlich und bin teufelmäßig zäh geworden. Das thut nichts . . . für ihn habe ich mich nicht verändert . . . sagen Sie ihm das ... und wenn er wolle, gehöre ich ihm mit Kopf und Herz, mit Börse und Arm ... kurz auf Leben und Tod . . . wie bei la Levrasse . . . und kommt er nach Paris, . . . hier ist meine Adresse . . . Fürchten Sie nichts für ihn . . . ich kann sogar einem ehrlichen Mann nützlich werden...""

„Und diese Adresse!" rief ich unwillkührlich und die Augen voll Thränen.

„Diese Adresse," antwortete Claude Gérard, indem er einen Schritt nach dem kleinen, schwarzen Tische machte und aus der Schublade desselben einen versiegelten Umschlag hervorzog, „hier ist sie... ich habe sie in diesen Umschlag verschlossen, mein liebes Kind; bist

Du einmal in Paris, so steht es Dir frei, Kenntniß davon zu nehmen."

Ich ergriff rasch den Umschlag und betrachtete ihn stillschweigend und mit einer gewissen Furcht.

„Ich habe lange Zeit gezögert, Dir dieses Geständniß zu machen, mein Kind; dieser Zögerung klage ich mich bei Dir an... Ich hätte hinreichend von der Festigkeit der Grundsätze, die ich Dir beigebracht, und von der Entschiedenheit Deines Charakters überzeugt sein sollen, um Dir nichts zu verbergen... Doch ich befürchtete lange den häufig unwiderstehlichen Einfluß einer Freundschaft aus den Kinderjahren... Es verging beinahe kein Tag, ohne daß Du von Deinen ehemaligen Gefährten sprachst, allerdings um zu bedauern, daß sie nicht wie Du einen strengen und sicheren Führer gefunden... Doch daß Du Dich so mit ihnen beschäftigtest, bewies mir gerade die Beharrlichkeit Deiner Zuneigung für Basquine und Bamboche."

„Und Basquine," rief ich, „er hat Ihnen nichts von ihr gesagt?"

„Nichts..."

„Arme Kleine! ohne Zweifel ist sie das Opfer des Verbrechens geworden, dessen Spuren ich gefunden..."

„Wir wollen hoffen, daß dies nicht der Fall ist, mein liebes Kind," sprach Claude Gérard; dann fuhr er fort:

„Dies sind die Gründe, die mich bewogen, Dir mein Zusammentreffen mit Bamboche zu verbergen; die Zukunft wird entscheiden, ob ich Unrecht gehabt habe, nicht bei meinem Entschluß zu beharren. Noch ein Wort über diesen Gegenstand. Wenn ich Dich, was übrigens unmöglich ist, ohne Mittel, ohne Unterstützung, ohne eine sichere Lebenslage nach Paris geschickt hätte, so würde ich Dich, dafür ist Gott mein Zeuge, nicht von der Anwesenheit von Bamboche und den Mitteln, ihn in Paris wiederzufinden, unterrichtet haben; aber Du begibst Dich in diese Stadt mit der Gewißheit, einen

ehrenvollen Posten bei einer hochgeachteten Person einzunehmen. Ich kann also ohne Furcht sein und brauche es nicht zu bereuen, daß ich Zutrauen zu Dir gehabt habe."

„Nein, nein, mein Freund, Sie werden dieses Zutrauen nicht bereuen," sagte ich.

Und ich ergriff den Umschlag, der die Adresse von Bamboche enthielt, und zerriß ihn halb, denn ich gestehe, irgend eine unsichtbare Macht hielt mich zurück ... ich hatte nicht den Muth, den Riß zu vollenden.

Claude Gérard ließ mit den Augen nicht von mir; er sah, daß ich den Umschlag nur halb zerriß, lächelte sanft und sprach zu mir:

„Ich begreife Dich, armes Kind ..."

Dann fügte er sich belebend bei:

„Auf, keine Schwäche, seien wir Deiner und meiner sicher... Warum solltest Du im Ganzen auf die Hoffnung, Deinen ehemaligen Unglücksgefährten zu sehen, Verzicht leisten? Weil er auf dem schlimmen Wege fortgewandert ist? Wer sagt uns, daß der gute Einfluß Deiner Freundschaft nicht heilsam für ihn sein wird? Sollen wir unsern Freund, weil er krank ist, ohne Hülfe den Fortschritten der Krankheit, die ihn verzehrt, überlassen? Nein, nein, mein Kind, Alles wohl betrachtet, fürchte ich diese Zusammenkunft nicht mehr für Dich... Du hast nichts dabei zu verlieren... und Dein Freund hat Alles zu gewinnen."

Ich theilte bald die hochherzige Ueberzeugung von Claude Gérard; meine Befürchtungen verschwanden, meine ganze Festigkeit kehrte wieder.

„Nun," sprach Claude Gérard nach einem ziemlich langen Stillschweigen mit einer peinlichen Erschütterung, „nun, mein Kind, ein letztes Wort über meine persönlichen Interessen."

Ich schaute ihn voll Erstaunen an, er fuhr fort:

„Dein Beschützer schrieb mir, indem er Dich annahm, um die Functionen zu erfüllen, die er mir be-

stimmt hatte, zugleich, er halte sich noch nicht für quitt gegen mich... Diesmal ergreife ich seine Anerbietungen, und in dem Einführungsbriefe, den ich Dir hiemit übergebe und den Du ihm unmittelbar nach Deiner Ankunft in Paris einzuhändigen hast, bitte ich ihn um eine Gunst . . . eine große Gunst . . ."

„Sie, mein Freund?"

„Ja, und ich beschwöre Dich, ihn an diese Bitte zu erinnern, aus Furcht, er könnte sie in dem Chaos seiner Geschäfte vergessen."

„Und diese Gunst?"

„Die Gemeinde, zu der ich mich begebe, liegt in der Nähe einer bedeutenden Stadt. Wahrscheinlich findet sich dort ebenfalls ein Irrenhaus . . . in diesem Fall . . ."

„Ich verstehe . . . Ihre arme Wahnsinnige . . ."

„Ja, ich würde es als eine kostbare Gunst betrachten, wenn sie dorthin versetzt werden könnte... ich wäre im Stande, sie beinahe eben so oft zu sehen, als ich sie hier sah, und meine Fürsorge ist für sie nothwendiger geworden, als je."

„Nothwendiger, als je? Erklären Sie sich, mein Freund."

Claude Gérard antwortete mir nicht, seine Züge drückten eine peinliche Beklommenheit aus, seine Stirne erröthete, als fühlte er sich von einer geheimen Scham ergriffen . . . endlich aber sprach er:

„Ich habe Dir diesen neuen Kummer nicht mitgetheilt, weil ich an dieses Ereigniß nicht ohne eine Mischung von Schmerz und Angst denken kann; es gibt so furchtbare Dinge, daß man sich tödtlich beschämt fühlt, wenn man sie nur erzählen soll... Doch indem ich Dich mit diesem unseligen Geheimniß bekannt mache, wirst Du noch besser das Gewicht der Bitte begreifen, die ich in Beziehung auf dieses unglückliche Geschöpf ausspreche. Ach! . . . ich glaubte das Unglück, die menschliche Entartung könnten nicht über den Verlust

der Vernunft gehen ... ich täuschte mich," fügte Claude Gérard mit einem gräßlichen Lächeln bei. „Ja," fuhr er fort, was dieser Unglücklichen begegnet ist, beweist mir, daß ich mich täuschte."

„Was sagen Sie? . . ."

„Höre ... und Du wirst sehen, daß alle Schauer, deren Zeuge Deine Kindheit bei den elenden Gauklern gewesen ist, nichts sind gegen diese Ungeheuerlichkeit. Es ereignete sich dies durch ein seltsames Mißgeschick einen Tag, nachdem ich Bamboche zum letzten Male hier gesehen hatte. Doch um Dir begreiflich zu machen, was Schreckliches in dem geheimnißvollen Ereigniß liegt, sind einige Einzelnheiten unerläßlich . . . Die Irrenanstalt hat einen großen Garten, der auf einer Seite durch Gebäude und auf der andern durch den Hof des besten Gasthauses der Stadt begrenzt wird . . . Die arme Frau, von der ich spreche, ist trotz des furchtbaren Kummers, welcher sie wahnsinnig gemacht hat, noch von einer merkwürdigen Schönheit . . ." Hier drückte Claude Gérard seine beiden Hände vor die Augen.

Ich wagte es nicht, sein schmerzliches Stillschweigen zu unterbrechen; bald aber fuhr er schauernd fort:

„Sie ist, wie ich Dir sagte, von einer merkwürdigen Schönheit. Anfangs von Wuthausbrüchen begleitet, war ihre geistige Krankheit so harmlos geworden, daß man ihr eine große Freiheit gestattete . . Man erlaubte ihr, in einem besondern Theile des Gartens, der, wie ich erwähnte, an den Hof eines Wirthshauses stieß, spazieren zu gehen. Eines Abends, und ich wiederhole Dir, es war durch ein seltsames Mißgeschick einen Tag, nachdem Bamboche zum letzten Male hierher gekommen . . . eines Abends also befand sich diese Unglückliche, welche ein gewisses Wohlbehagen fühlte, wenn sie im Mondschein spazieren ging, im Garten des Irrenhauses."

Claude Gérard machte eine neue Pause und fuhr dann fort:

„In Folge eines bis jetzt unerforschlichen, geheimen Umstandes geschah es nun . . .“

Claude Gérard konnte diese Erzählung nicht fortsetzen.

Ein kleiner Junge trat ganz athemlos in unsere Stube und rief:

„Herr Lehrer! die Landkutsche fährt am Ende des Dorfes vorüber; sie kann nicht länger als fünf Minuten warten . . . denn sie ist in der Zeit zurück und der Conducteur befürchtet, die Diligence nicht mehr auf der Station einholen zu können.“

„Es ist mir lieber so,“ sprach hastig Claude Gérard, als fühlte er sich um eine große Last erleichtert, „ich weiß nicht, ob ich im Stande gewesen wäre, zu vollenden, mein Herz zerriß und sträubte sich zu gleicher Zeit . . . Ich werde Dir schreiben.“

. . . .

Dann streckte Claude Gérard die Arme nach mir aus.

. . . .

Diese Trennung verursachte mir einen der furchtbarsten Schmerzen, die ich in meinem Leben empfunden.

Und diesen Schmerz ließ mich ein grausamer Zufall bis auf die Hefe leeren.

Die Landkutsche, welche mich nach der Station führte, wo ich die Diligence von Paris finden sollte, frhr der Länge nach durch das Ginsterland, auf welches das kleine Fenster von Claude Gérard ging.

Ich durchlief auf diese Art, um das Dorf zu verlassen, denselben Weg, den ich einst verfolgt hatte, um zu dem Orte zu gehen, wo ich mich mit Bamboche und Basquine nach dem bei Claude Gérard begangenen Diebstahl hatte zusammenfinden sollen.

Von der Banquette, auf der ich saß, sah ich den Lehrer in der Ferne an seinem kleinen Fenster stehen und mir mit der Hand ein letztes Lebewohl zuwinken.

Ich vermochte kaum mein Schluchzen zu bewälti-

gen. Der Wagen drehte sich, Alles verschwand aus meinen Augen.

Dann, als sollte ich einer letzten Prüfung unterworfen werden, erreichte die Landkutsche die Steige, welche zu dem steinernen Kreuze führte, an dessen Fuß ich das kleine Halstuch von Basquine in einer Blutlache gefunden hatte.

Nach einer Stunde gelangten wir zur Station und ich nahm meinen Platz in der Diligence von Paris.

Der Beschützer, den ich der väterlichen Güte von Claude Gérard verdankte, hatte meine Reise bezahlt und die nöthigen Vorschüsse gemacht, daß ich anständig gekleidet nach Paris kam.

Der Gedanke: in Paris zu leben... ein Trachten von so vielen Leuten, welche in der Provinz zu bleiben genöthigt sind, brachte bei mir keine von den freudigen Blendungen hervor, die ich hätte erwarten sollen ... Wenn ich an Claude Gérard und an die Vereinzelung des Herzens, zu der ich nun verurtheilt war, dachte, reiste ich im Gegentheil mit Traurigkeit, Wehmuth, und beinahe Furcht der großen Stadt zu.

Neunzehntes Kapitel.

Die Nachforschung.

Unmittelbar nach meiner Ankunft, und sobald ich aus der Diligence gestiegen, nahm ich einen Fiacre und fuhr zu Herrn von Saint-Etienne, meinem zukünftigen Beschützer, Rue du Montblanc No. 90, eine Adresse,

welche auf den Einführungsbrief geschrieben war, den mir Claude Gérard mitgegeben hatte. Es mochte ungefähr drei Uhr Nachmittags sein, als der Wagen vor einem Hause von schönem Aussehen anhielt.

Zu meinem großen Erstaunen sah ich unter dem Gewölbe des Thorweges einige Gruppen von Personen, welche sich sehr lebhaft besprachen, während im Hofe Bedienten mit geschäftiger Miene hin und her gingen.

Ich suchte mit dem Blicke die Loge des Portier, näherte mich den Gruppen und hörte folgende Worte, welche unter verschiedenen Sprechern ausgetauscht wurden:

„Es ist ein großes Unglück!"

„Und sehr unerwartet."

„Wer hätte das gestern geglaubt? . . ."

„Und seine Frau und seine Kinder, welche seit Mittag ausgefahren sein sollen und nichts wissen."

„Wenn sie zurückkehren . . . welche Kunde . . ."

„Es ist schrecklich!"

Obgleich für mich unerklärlich, bereiteten mir doch diese Worte eine gewisse Unruhe; ich ging nach der Loge des Portier; sie war leer . . . Nachdem ich eine Zeit lang gezögert, wandte ich mich an einen Bedienten in Livree, der durch den Hof eilte, und fragte ihn:

„Ist Herr von Saint-Etienne sichtbar? . . ."

Dieser Mensch blieb stehen und schaute mich an, als hätte ihn meine Frage zugleich in Erstaunen gesetzt und entrüstet; dann antwortete er mir, während er ungestüm die Achseln zuckte und seines Weges ging:

„Sie wissen vielleicht nicht, daß der *Herr* vom Schlage getroffen worden ist und daß man den *Leichnam* vor einer Stunde zurückgebracht hat."

Und der Diener ließ mich unbeweglich vor Bestürzung.

Diese traurige Nachricht war vollkommen klar, und ennoch konnte ich, wollte ich nicht daran glauben; mit

der knabenhaften Hartnäckigkeit, welche so häufig bei Verzweifelten vorkommt, die sich um jeden Preis an die Hoffnung anklammern, näherte ich mich einer von den Personen, welche die Gruppe bildeten, und sagte zu ihr:

„Es ist ohne Zweifel nicht wahr, mein Herr, daß Herrn von Saint-Etienne der Schlag getroffen hat, wie ein Gerücht behaupten will?“

„Ein Gerücht, mein Herr? Leider ist es die reinste Wahrheit . . . Ich war vor einer Stunde dabei, als man den Leichnam von Herrn von Saint-Etienne in seinem Wagen zurückbrachte . . . Das ist ein sehr großes Unglück für seine Familie.“

„Oh! sehr groß,“ rief ich unwillkührlich; dann fügte ich bei: „doch man hat ohne Zweifel noch einige Hoffnung?“

„Keine, mein Herr, keine. Das Ereigniß hat sich diesen Morgen gegen zehn Uhr in dem Ministerium des Innern zugetragen, wo sich Herr von Saint-Etienne befand. Man ließ sogleich die besten Aerzte von Paris holen . . . und . . .“

Hier unterbrach sich derjenige, welchen ich angeredet hatte. Es trat plötzlich eine gewisse Bewegung unter den Gruppen bei dem Anblicke eines Bedienten ein, der keuchend von der Straße herbeilief und demjenigen von seinen Kameraden, mit welchem ich gesprochen, und der als Wache aufgestellt zu sein schien, zurief:

„Madame kommt so eben . . . ich habe den Wagen gesehen . . .“

Bei diesen Worten stieg der andere Bediente hastig die Stufen einer Freitreppe hinauf, und beinahe in demselben Augenblick trat ein betagter Mann mit weißen Haaren aus dem Erdgeschoße hervor, trocknete seine mit Thränen gefüllten Augen, wandte sich nach dem Gewölbe des Thorweges, blieb einen Augenblick auf der Schwelle, von wo aus er ohne Zweifel durch ein Zeichen dem Kutscher des ankommenden Wagens stille zu

halten befahl, und ging dann rasch auf die Straße hinaus.

„Dieser alte Herr gehört zur Familie," sprach eine von den Personen der Gruppe, „die arme Dame und ihre Kinder sollen nicht nach Hause zurückkehren, um plötzlich ein so unvorhergesehenes Unglück zu erfahren."

„Man wird sie wahrscheinlich zu Verwandten führen," sagte ein Anderer.

So unbedeutend auch diese Einzelnheiten sind, so habe ich sie doch nicht vergessen, weil für mich jedes von diesen Worten ein Schlag war, der die letzten tollen Hoffnungen zerstörte, die ich bis zum Ende bewahrt hatte.

Es war geschehen . . .

In wenigen Minuten sah ich das Gebäude meiner Zukunft zusammenstürzen; ich befand mich in Paris ohne die geringste Unterstützung, beinahe ohne Mittel, denn von der Summe, welche mein Beschützer edelmüthig Claude Gérard überschickt hatte, um meine Reise zu bezahlen und mich zu kleiden, blieben mir nur ungefähr zehn Franken.

Mein erster Gedanke war, sogleich Claude Gérard wieder aufzusuchen; aber die Reise kostete hundert und zwanzig Franken, und um zu Fuß in unser Dorf zurückzukehren, hätte ich vierzehn bis zwanzig Tage gebraucht.

Verdutzt, gelähmt, erschrocken, unfähig, irgend einen Entschluß zu fassen, blieb ich, ich weiß nicht wie lange, unter dem Thorweg, aus dem sich die Gruppen allmälig entfernt hatten.

Der Portier des Hauses bemerkte mich endlich und sagte zu mir:

„Mein Herr, was machen Sie hier?"

Ich bebte und schaute ihn mit verstörter Miene an. Er mußte seine Frage wiederholen, denn ich fand nichts zu antworten. Endlich faßte ich ein wenig Muth, zog den Brief von Claude Gérard aus meiner Tasche sprach zu dem Portier:

„Ach! Herr, ich komme aus einer Entfernung von zweihundert Stunden hierher, bringe diesen Brief für Herrn von Saint-Etienne, der mein Beschützer sein sollte, und erfahre bei meiner Ankunft, daß er gestorben ist; . . . ich kenne Niemand in Paris und bin beinahe ohne Mittel."

Meine Niedergeschlagenheit, die Treuherzigkeit meines Tones, der Anblick des Briefes, den ich ihm zeigte, rührten ohne Zweifel den Portier, und er antwortete mir:

„Mein armer junger Mann, das ist in der That ein großes Unglück . . . ich beklage Sie, vermag aber hiebei nichts . . . Sie müssen ein paar Tage warten . . . Sind Sie dem verstorbenen Herrn so gut empfohlen, so wird Madame vielleicht etwas für Sie thun . . . Doch für jetzt kann man unmöglich über irgend Etwas mit Madame sprechen, wie Sie wohl begreifen werden; da sie in diesem Augenblick einen so großen Verlust erlitten hat, so müssen Sie sich einige Zeit gedulden."

„Gedulden, mein Herr! . . ." rief ich voll Bitterkeit, „ich sage Ihnen, ich kenne Niemand in Paris . . . ich habe keine Hülfsquelle . . ."

„Ich bin nicht im Stande, hiebei etwas zu thun, mein armer junger Mann; kommen Sie in etwa vierzehn Tagen zurück; vielleicht können Sie Madame dann sehen," antwortete mir der Portier, während er mich allmälig zu dem Thore zurückführte, das er hinter mir schloß.

Völlig unwissend in Beziehung auf die Gebräuche von Paris, ganz und gar in den Gedanken an meine Zusammenkunft mit Herrn von Saint-Etienne vertieft, hatte ich vor dem Thore des Hotel den Fiacre, dessen ich mich bedient, und in welchem sich mein kleines Gepäck befand, zurückgelassen.

„Wir fahren also der Stunde nach, mein Bürger?" sagte der Kutscher, als das Thor des Hotel von Herrn

von Saint-Etienne sich hinter mir geschlossen hatte . . . „Zum Glück schaute ich bei den Messagerien auf meine Uhr, es war zwei Uhr und fünfundzwanzig Minuten. . . . Wohin gehen wir, Bürger?"

Ich begriff die Bedeutung der Worte des Kutschers: Wir fahren nach der Stunde, nicht und wußte nicht, daß sie für meine schwachen Mittel so bedrohlich waren . . . Ueberdies war ich wie niedergeschmettert durch die Frage, welche so scharf meine grausame Verlegenheit zusammenfaßte: Wohin gehen wir?

In der That, wohin gehen?

Plötzlich erinnerte ich mich meines Freundes Bamboche.

„Welch ein Wink der Vorsehung!" dachte ich, „und wie sehr hat Claude Gérard Recht gehabt, mich zur Aufbewahrung seiner Adresse zu ermahnen!"

Sogleich öffnete ich den Umschlag, der dieselbe enthielt, und fand eine atlaßartige Karte, worauf mit beinahe unmerklichen Buchstaben die Worte gravirt waren:

Le capitaine Hector Bambochio, 19, Rue de Richelieu.

Dieser militärische Grad und die fremdartige Endigung des Namens meines Freundes setzten mich ungemein in Erstaunen und gaben mir viel zu denken, aber ich befand mich in einer zu kritischen Lage und fühlte, ich sage es aufrichtig, ein zu lebhaftes Verlangen, Bamboche wiederzusehen, um bei diesen Bedenklichkeiten zu verweilen; ich glaubte mich aus der traurigen Stellung errettet, in der ich mich befand, und sagte daher, mit einem Seufzer der Freude in den Wagen steigend, zu dem Kutscher:

„Führen Sie mich in die Rue de Richelieu, Numero 19; ist das weit von hier?"

„Zwei Schritte, mein Bürger."

Und der Fiacre fuhr nach der Rue de Richelieu. Alles war vergessen: die schreckliche Ungewißheit über meine Zukunft, sowie die Befürchtungen, die bei mir der

schlimme Einfluß von Bamboche erregen konnte. Ich sollte ihn nach einer achtjährigen Trennung wiedersehen . . . ihn, der mich immer noch zärtlich liebte, wie mir sein Schritt bei Claude Gérard hinreichend bewies! Vielleicht sollte ich endlich durch Bamboche Nachricht von Basquine erhalten . . . Zum ersten Male fühlte ich seit geraumer Zeit eine Regung des Glückes, welche um so süßer für mich sein mußte, je mehr ich einen Augenblick vorher in Verzweiflung gewesen war.

Der Fiacre hielt bei den ersten Häusern der so geräuschvollen, glänzenden Straße an, denn wir befanden uns im Anfang des Decembers, und obgleich es noch Tag war, begannen die Buden doch bereits von Lichtern zu funkeln: ich war geblendet durch so viel Glanz, betäubt durch so viel Geräusch, und unter dem Eindruck des Glückes, das ich bei dem Gedanken an Bamboche fühlte, fand ich nun nach und nach, daß Paris ein wahrhaft feenartiges Schauspiel bot.

Der Kutscher öffnete mir den Wagen; ich trat in ein Haus von kostbarem Aussehen und fragte den Portier:

„Ist der Kapitän Hector Bambochio zu Hause?"

„Der Kapitän Hector Bambochio!" rief der Portier, diesen Namen mit einem Tone der Ehrfurcht, der Unterthänigkeit und des Bedauerns aussprechend, „ach! mein Herr, wir haben ihn vor sechs Monaten verloren!"

„Er ist todt?" rief ich.

„Todt! nein, nein, Gott verhüte ein solches Unglück," antwortete der Portier, „der Kapitän Hector, einer der Befreier von Texas! ein so edler Herr . . . so wenig stolz . . . so gutmüthig . . . so heiter . . . nein, nein, es gibt zu wenig Menschen von diesem Caliber, als daß sie sterben sollten . . . Ich will damit nur sagen, daß wir vor sechs Monaten den Kapitän Hector als Miethsmann verloren haben."

Bamboche, Befreier von Texas? . . . darüber wun-

derte ich mich Anfangs; doch in meiner naiven Leichtgläubigkeit kam es mir nicht unmöglich vor, daß mein Freund auf einige Jahre nach der neuen Welt ausgewandert sein sollte, wo er ohne Zweifel den Grad eines Kapitäns erlangt; der Muth und die Energie von Bamboche machten diese Voraussetzung glaubwürdig. Ich war glücklich, von meinem Freund mit so viel Achtung und Theilnahme sprechen zu hören, meine Begierde, ihn wiederzusehen, vermehrte sich noch, und ich sagte zu dem Portier:

„Und wo wohnt der Kapitän zu dieser Stunde?"

„Rue de Seine-Saint-Germain, Hotel du Midi... Der Herr Kapitän hat die herrliche Wohnung, die er in diesem Hause gemiethet und eingerichtet, verlassen, weil das Quartier zu geräuschvoll für seinen Vater, den Signor Marquis, war."

„Für seinen Vater, den Marquis?" sprach ich maschinenmäßig, denn Bamboche der Sohn eines Marquis setzte mich noch viel mehr in Erstaunen, als Bamboche in einen Kapitän verwandelt . . . als Bamboche der Befreier von Texas; ich wiederholte auch, ohne daß es mir einfiel, mein Erstaunen vor dem Portier zu verbergen:

„Für seinen Vater, den Marquis?"

„Ja, mein Herr," antwortete der mittheilsame Portier; „Sie wissen also nicht, daß der Signor Annibal Bambochio, der Vater des Kapitän Hector, in Paris angekommen ist, um der Verheirathung seines Sohnes beizuwohnen?"

„Der Verheirathung des Kapitäns?"

„Gewiß, eine herrliche Heirath!" sprach der Portier mit vertraulicher Miene, „die Tochter eines Granden von Spanien, von allen Spanien . . . das ist mehr als Herzog, wie mir der Kapitän gesagt hat."

„Die Tochter eines Granden von Spanien?" erwiederte ich mit wachsender Verwunderung.

„Nicht mehr, nicht weniger, mein Herr; der Kapi-

tän sagte zu mir, als er wegging: „„Mein braver Kamerad . . . (der Kapitän nannte Jedermann seinen Kameraden, sogar seine Bedienten ... man wäre auch für ihn ins Feuer gegangen),““ fügte der Portier in Form einer Parenthese bei; dann fuhr er fort: „„Mein braver Kamerad,““ sagte also der Kapitän, „„wenn ich in dem Palaste des Schwiegerpapa in der Hauptstadt Spaniens eingerichtet bin, nehme ich Sie zum Schweizer, und Sie werden die Helebarde tragen . . .““ Vielleicht denkt der Kapitän nicht mehr an mich,“ fügte der Portier seufzend bei, „und insofern der Herr ihn kennt, wäre es sehr gut, wenn er ihn an sein Versprechen erinnern wollte.“

„Gewiß . . . ich kenne den Kapitän, und ich werde Sie ihm empfehlen,“ antwortete ich, ohne zu viel an das zu denken, was ich sagte.

Ich war von einer Art von moralischem Schwindel befallen: Bamboche die Tochter eines Granden von Spanien heirathen!! Trotz meiner hartnäckigen Leichtgläubigkeit kam mir das Anfangs unmöglich vor, aber bald sagte ich mir, durch die Freundschaft geblendet: „Warum sollte es nicht sein? Bamboche ist jung, schön, kühn, unternehmend; nach seinem Gespräche mit Claude Gérard zu schließen, scheint sein Geist entwickelt, angebaut. Was liegt Unmögliches darin, daß er einem jungen Mädchen den Kopf verrückt haben soll? Er ist Kapitän, die Uniform nivellirt alle Lebenslagen.“

Es bereitete mir ein solches Vergnügen, von Bamboche unter Lobeserhebungen sprechen zu hören, daß ich, trotz meines Verlangens, schnell zu ihm zu kommen, mich nicht enthalten konnte, zu dem Portier mit einer gewissen Erschütterung zu sagen:

„Man liebte ihn also sehr, den Kapitän?“

„Ob man ihn liebte, mein Herr! das Geld floß ihm aus den Händen, das ist das richtige Wort . . . es floß ihm aus den Händen. Man hat nie einen ähnlichen Menschen gesehen . . . Hören Sie ein Beispiel:

Er hatte ein herrliches Mobiliar gekauft, das er nur sechs Monate behielt, nach deren Ablauf er mit seinem Vater, dem Signor Marquis, eine Wohnung im Faubourg Saint-Germain nahm; nun, dieses Mobiliar verkaufte er wieder an den Tapezierer um den vierten Theil seines Werthes, ohne zu handeln: er behielt nur das Mobiliar des Speisesaales und wissen Sie warum, um es den Kellnern zu geben, denn er sagte, es sei ihr Trinkgeld, und das war vielleicht zweitausend Franken werth. Mir gab er bei seinem Abgang als Trinkgeld eine Baßgeige mit einem herrlichen, in Gold gefaßten Bogen, und einen gezähmten Bären, den er in seinem Garten hatte. Ich verkaufte die Baßgeige um hundert und fünfzig Franken, und den Bären um zweihundert Franken an den Jardin-des-Plantes, . . und einen solchen Mann sollte man nicht lieben! . . ."

„Der Kapitän hatte also ein gutes Herz?" sagte ich nach der Aufzählung der Freigebigkeiten von Bamboche.

„Ich glaube es wohl, mein Herr; er bezahlte Alles, ohne zu handeln; nur war er lebhaft wie das Pulver: auf einen Fußtritt oder auf einen Faustschlag mehr oder weniger kam es ihm nicht an; doch wie hätte man sich ärgern sollen wenn es am Schlusse dieser Lebhaftigkeit ein gutes Trinkgeld abwarf."

Diese knechtische, eigennützige Unterthänigkeit war mir widrig; bis jetzt kam mir Bamboche nur als toll, verschwenderisch und als gewöhnlich brutal vor; ich kannte den Freund meiner Kindheit zu sehr, um über diese Mittheilungen zu erstaunen. Ich hoffte, ehe ich dieses Haus verlassen würde, Nachricht von Basquine zu erhalten, und sagte daher zu dem Portier, nicht ohne eine leichte Verlegenheit:

„Hat nicht häufig ein junges, blondes Mädchen mit schwarzen Augen den Kapitän besucht?"

„Ein junges Mädchen? . . . ah! mein Herr, sagen Sie Dutzende von Mädchen! denn der Kapitän ist ein lustiger Herr und seine kleine Grandin von Spanien

muß das Auge hübsch öffnen . . . wenn sie nicht alle beide schließen will, und das wäre das Beste, was sie thun könnte."

„Dieses junge Mädchen," versetzte ich zögernd, „hieß Basquine?"

„Basquine? . . . ich kenne sie nicht," sprach der Portier. „Im Ganzen aber, da nicht Alle ihren Namen sagten, wenn sie zum Kapitän hinaufgingen, kann auch sie ihn besucht haben, wie so viele Andere."

Ich weiß nicht, warum mein Herz, Anfangs sanft ausgedehnt, sich immer mehr zusammenschnürte. Ich sagte zu dem Portier:

„Mein Herr, wollen Sie die Gefälligkeit haben, mir die Adresse des Kapitäns aufzuschreiben?"

„Mit großem Vergnügen. Was würde man nicht für einen Freund des Kapitän Hector Bambochio thun?"

Und bald gab mir dieser Mensch ein Billet, worauf die Worte:

M. le capitaine Hector Bambochio, Rue de Seine-Saint-Germain, Hôtel du Midi,

geschrieben waren.

Ich übergab die Adresse dem Kutscher, als ich wieder in den Wagen stieg.

Der Portier schlug ehrfurchtsvoll den Fußtritt hinauf und sagte zu mir:

„Der Herr wird nicht vergessen, mich in das Andenken des Kapitäns für die Stelle seines Schweizers in Spanien zurückzurufen."

„Es soll geschehen," antwortete ich.

Und der Wagen setzte sich nach der Rue de Seine in Marsch.

Als ich mir die Sache mit mehr Kaltblütigkeit überlegte, ahnete ich, trotz meiner völligen Unkenntniß der Dinge und Menschen, das Lügenhafte, Uebertriebene in der Erzählung des Portier, und wie sehr die Existenz von Bamboche seit unserer Trennung hatte abenteuerlich und verwegen sein müssen, aber dessen unge-

achtet, und vielleicht gerade deßhalb wuchs meine Ungeduld, ihn zu sehen.

Nach einiger Zeit hielt der Fiacre in einer düsteren, beinahe öden Gasse an, deren Aussehen einen seltsamen Contrast mit der belebten, schimmernden Straße bildete, die ich verlassen hatte.

Der Wagen öffnete sich; ich stieg vor der Thüre eines schwarzen, engen Ganges aus.

„Ist hier das Hotel du Midi?" fragte ich den Kutscher, denn ich fand das Haus sehr bescheiden für den Signor Marquis Annibal Bambochio, den zukünftigen Schwiegervater der Tochter eines Granden von Spanien.

„Es ist hier. Schauen Sie die Laterne an," antwortete der Kutscher und deutete auf eine Art von innerlich erleuchtetem, gläsernem Gehäuse, auf welchem mit rothen Buchstaben die Worte: Hotel du Midi geschrieben standen.

Ich tappte im Finstern durch den Gang und blieb bei dem Schimmer stehen, der aus einer Stube drang, deren Thüre zur Hälfte Glasscheiben hatte.

Eine schlecht gekleidete Frau schlief an der Ecke eines Ofens; hinter ihr sah ich ein mit Nummern versehenes Brett, woran Nägel befestigt waren, an welchen Schlüssel in großer Anzahl hingen.

„Madame," sagte ich zu dieser Frau, indem ich den oberen Rahmen der Thüre öffnete, „ist der Kapitän Bambochio zu Hause?"

„Was?" fragte die Frau, welche plötzlich erwachte, sich die Augen rieb und mich mit verdrießlicher Miene anschaute.

„Ich frage Sie, ob der Kapitän Bambochio zu Hause sei?"

„Der Kapitän?" rief die Frau, dieses Wort mit einem gewissen sardonischen Zorne betonend, „der Kapitän!" und hiebei entflammten sich ihre Züge vor Grimm, ihre Stimme wurde immer kreischender und sie

fuhr mit einer Zungenfertigkeit, der ich keinen Einhalt zu thun versuchte, fort:

„Der Kapitän hat sich von hier weggemacht, Gott sei Dank, und ich hoffe, er wird nie mehr einen Fuß in dieses Haus setzen... Unglückskapitän, fort . . . Lärmmacher, Trunkenbold, Grobian, Zänker . . . Mehr als sechs Miethsleute verließen lieber ihre Zimmer, als daß sie mit diesem Strauchdieb in einem Hause zusammenwohnten. Er verwundete zwei Studenten im Duell wegen einer kleinen Dirne, die mit ihm lebte, und schlug meinem Neffen zwei Zähne ein, weil der arme Junge sich beklagte, daß er ihm zu jeder Stunde der Nacht die Thüre öffnen mußte. Der Hauseigenthümer war genöthigt, die Wache zu holen, um ihn von hier wegzuschaffen, und er hatte die schönsten Zimmer im ersten Stocke genommen, wenns beliebt! Du Räuber von einem Italiener, ich werde Deiner gedenken."

Der Contrast währte fort. Es fand ein eben so großer Unterschied zwischen dem Andenken statt, das Bamboche in diesem Hause hinterlassen zu haben schien, als zwischen dem Aussehen dieses Gebäudes und dem, von welchem ich so eben herkam. Die Illusion des Schwiegervaters eines Granden von Spanien und der reichen Heirath, welche ich einen Augenblick hegte und nährte, verschwand wie ein Traum, und ich erröthete, daß ich nicht gleich von Anfang an die freche Aufschneiderei meines Freundes aus den Kinderjahren zu ihrem wahren Werthe angeschlagen hatte.

Nicht sehr begierig, eine solche Unterredung fortzusetzen, sagte ich zu dieser Frau:

„Madame, könnten Sie mir wohl Auskunft geben, wo der Kapitän jetzt wohnt?"

„Ich bin nicht Ihre Magd," erwiederte die Frau grober Weise, „suchen Sie den Banditen, wo Sie wollen."

Diese Antwort erschreckte mich; es war meine einzige, meine letzte Hoffnung, Bamboche zu treffen. Was

auch die Stellung sein mochte, in der er sich befand, ich fühlte mich meiner sicher genug, um seinen schlimmen Einfluß nicht zu befürchten; auch hatte ich hinreichend Zutrauen zu seiner Freundschaft und, ich muß es sagen, zu seinem an Mitteln so reichen Verstande, um zu glauben, er würde mir, selbst auf einem ehrenhaften Wege, aus der beklagenswerthen Lage heraushelfen, in welche ich mich verstrickt sah.

Ich wollte in diese Frau dringen, um die Wohnung von Bamboche zu erfahren, als sie plötzlich, ihre Ansicht ändernd, ausrief:

„Im Ganzen will ich es Ihnen sagen, wo er wohnt, damit Sie ihm, wenn Sie ihn sehen, mittheilen, man erinnere sich seiner hier, man spreche oft von ihm; Sie werden ihn zu gleicher Zeit benachrichtigen, wenn es ihm unglücklicher Weise einfallen sollte, hieher zurückzukommen, so könne er sich darauf gefaßt machen, daß er von der Wache und dem Kommissär empfangen werde; er dürfe nicht glauben, er könne uns mit seinen langen Armen und mit seinen Schlächtermienen bange machen."

„Wollen Sie mir mittheilen, Madame, wo der Kapitän wohnt," versetzte ich ungeduldig.

„Als er wegging, sagte der Freche: wenn man für ihn Einladungen vom Hofe erhielte . . . vom Hofe! ich frage Sie . . . ein solcher Bandit zu Hofe gehen . . . oder wenn für ihn Säcke mit Gold, Silber, oder Kistchen mit Diamanten ankämen (Säcke mit Gold oder Silber, Diamanten! da könnte man wohl warten), so sollte man ihm die Einladungen und die Gelder nach der Barrière de la Chopinette, Impasse du Renard No. 1. zuschicken."

„Ich danke, Madame," sprach ich und entfernte mich rasch, aus Furcht, ein Wort von der verwickelten Adresse zu vergessen, die ich dem Kutscher wiederholte.

„Teufel!" rief dieser, „entschuldigen Sie, das ist gerade als ob man sagen würde, in Moskau . . . Doch im Ganzen . . . wir fahren nach der Stunde . . . Wohl

also vorwärts . . . Barrière de la Chopinette . . . das ist bekannt . . . doch den Impasse du Renard kenne ich nicht, und ich treibe mich lange auf dem Pflaster von Paris umher. Gleichviel, ich werde fragen."

Und der Wagen fuhr abermals weiter.

Meine Traurigkeit vermehrte sich mit meiner Unruhe, ich fing an zu befürchten, ich werde Bamboche gar nicht finden, und wenn so, nachdem ich ihm von Wohnung zu Wohnung gefolgt, meine Nachforschung vergeblich bliebe, was thun? was sollte in Paris aus mir werden?

Zwanzigstes Kapitel.

Der Impasse du Renard.*)

Nachdem wir lange durch öde Quartiere gefahren waren, gelangten wir in eine viel belebtere Straße; der Wagen hielt vor der Bude eines Weinhändlers an und ich hörte den Kutscher einige Menschen, welche auf der Schwelle der Taverne plauderten, fragen:

„Der Impasse du Renard, wenn es beliebt, meine Braven?"

„Wenn Sie die Barrière hinter sich haben, wählen Sie die erste Straße links, und dann rechts und dann abermals rechts . . . hernach fahren Sie über ein kleines Stück Feld und sind an Ort und Stelle," sagte einer von diesen Menschen.

„Ich danke," antwortete der Kutscher.

*) Die Sackgasse des Fuchses.

„Höret, mein Alter," versetzte ein Anderer, „Ihr wißt, die Wagen kommen nicht in die Sackgasse . . . Ihr müßt an einem Drehkreuze anhalten, denn in diesen Kneipen nisten keine Leute, welche sich Wagen halten."

„Du wirst Dir auch das Ehrenkreuz verdient haben, mein Alter, wenn Du bis dorthin gelangst," rief ein Dritter, „denn Du bist dann der erste Kutscher, der den Impasse du Renard erreicht hat."

„Es ist gut, es ist gut, Ihr schlimmen Spaßmacher," erwiederte der Kutscher, und ich hörte ihn vor Ungeduld durch die Zähne fluchen, während er seine keuchenden Pferde peitschte.

Nachdem wir die Barrière hinter uns gelassen und durch ein paar völlig dunkle, öde, nur vom schwachen Schimmer der Laternen beleuchtete Gäßchen gezogen waren, fuhr der Fiacre über ein Feld, wobei er jeden Augenblick Gefahr lief, in tiefe Geleise zu stürzen, und hielt nach Verlauf von einigen Minuten an.

Der Kutscher öffnete mir und sprach, ohne seine schlimme Laune zu verbergen:

„Tausend Götter! was für Wege. Sie können sich rühmen, Bekannte in allen Arten von Quartieren, von den Hotels der Chaussée d'Antin bis zu dem Impasse du Renard zu haben; dabei sind es mehr als acht Stunden, daß ich nichts zu mir genommen, und meine Thiere eben so wenig. Haben Sie lange hier zu thun? . . . Meine Thiere würden ihren Haber fressen."

„Ich werde mich sogleich erkundigen, ob die Person, welche ich suche, zu Hause ist, in diesem Fall komme ich zurück und hole mein Bündel. . . Unter keiner Bedingung haben Sie lange auf mich zu warten."

Ich entfernte mich von dem Wagen und trat in eine enge, kothige, übelriechende Sackgasse, deren Häuser oder vielmehr schwärzliche Hütten nur theilweise innerlich erleuchtet waren.

Man hatte mir als Adresse die Nummer 1. genannt. Die Dunkelheit verhinderte mich, irgend Etwas zu unterscheiden; ich klopfte an die Thüre des ersten Hauses der Gasse.

Nach langem Stillschweigen ließen sich schleppende Tritte hinter der Thüre vernehmen und eine Stimme rief:

„Wer ist da?"

„Ist hier Nr. 1. des Impasse du Renard?"

„Gegenüber, Dummkopf!... hier ist Nr. 2.," antwortete brummend die Stimme.

Ich schritt quer über die Gasse, um an die Thüre eines Hauses zu klopfen, das mir weniger verfallen vorkam, als das andere. Die zwei Fenster des Erdgeschosses waren mit Läden versehen, durch deren Spalten ich Licht erblickte. Obschon ich zweimal klopfte, öffnete man doch nicht, aber es kam mir vor, als ginge man im Innern hastig hin und her, und ich vernahm sogar die oft wiederholten Worte:

„Beeilt Euch doch, beeilt Euch doch."

Ungeduldig klopfte ich abermals und geräuschvoller; endlich öffnete sich eines von den Fenstern des Erdgeschosses hinter den Läden, man machte diese ein wenig auf und eine heisere Stimme fragte mich:

„Wer ist da?"

„Ist hier Nr. 1. des Impasse du Renard?"

„Ja."

„Ist der Kapitän Hector Bambochio zu Hause?"

„Was sagen Sie?"

„Der Kapitän Hector Bambochio?"

„Es ist nichts dergleichen hier," antwortete mir die Stimme, und die Läden wurden ungestüm geschlossen.

„Das befürchtete ich," sagte ich voll Verzweiflung zu mir selbst. „Ich habe die Spur von Bamboche verloren. Was thun? mein Gott! was thun?"

Man hatte die Läden wieder geschlossen, aber das Fenster war hinter ihnen offen geblieben und ich hörte

mehrere Stimmen im Innern der Wohnung flüstern. Ich wollte mich eben entfernen, verweilte aber noch einen Augenblick, und das war klug; der Laden that sich abermals ein wenig auf und dieselbe heisere Stimme sagte zu mir:

„He! Mann, sind Sie da?"

„Ja, was wollen Sie von mir?"

„Es gibt hier keinen Kapitän . . . Kapitän? . . . wie nennen sie ihn? . . .

„Hector Bambochio."

„So ist es . . . es gibt keinen solchen hier . . . doch man dürfte einen Bamboche kennen."

„Diesen suche ich," rief ich zu neuer Hoffnung erwachend, „das ist sein wahrer Name, doch er läßt sich, ich weiß nicht warum, Kapitän Hector Bambochio nennen."

„Ah! Sie wissen nicht, warum er sich so nennen läßt?" versetzte mißtrauisch die Stimme.

Und das Geflüster hinter dem Laden fing wieder an; aber nach einigen Augenblicken fügte die Stimme bei:

„Haben Sie ein Durchlaßwort?"

„Ein Durchlaßwort? was soll das bedeuten?

„Nichts . . . eine Geschichte zum Lachen . . . Gute Nacht," sagte die Stimme mit höhnischem Tone.

Und der verdammte Laden schloß sich wieder.

Da ich nicht so auf die letzte Hoffnung, die mir blieb, verzichten wollte, klopfte ich abermals an den Laden und rief:

„Mein Herr, ich bitte Sie, hören Sie mich, ich bin ein Jugendfreund von Bamboche. Wir haben uns seit acht Jahren nicht gesehen. Ich lange heute in Paris an, wohin ich zum ersten Male komme . . . Um Ihnen zu beweisen, daß ich Bamboche genau kenne, und daß er keinen bessern Freund hat als mich, sage ich Ihnen, daß auf seiner Brust die Worte: Brüderliche

Freundschaft für Martin tätowirt sind. Und Martin . . . das bin ich."

Die Aufrichtigkeit meines Tones und die Einzelnheiten, die ich angab, zerstreuten ohne Zweifel theilweise den Argwohn der Bewohner des Hauses, denn nach einer neuen Berathung hinter den Läden sagte die Stimme zu mir:

„Wissen Sie, wo die Schenke zu den Drei Fässern ist?"

„Ich komme, wie ich Ihnen bereits bemerkt habe, heute in Paris an und kenne diese Schenke nicht."

„An der Barrière de la Chopinette wird man Ihnen Auskunft geben . . . Die Schenke zu den Drei Fässern ist nicht weit von hier . . . Von eilf Uhr bis Mitternacht finden Sie Bamboche dort, denn er geht jeden Abend dahin."

„Bamboche wohnt also nicht hier?"

„Gute Nacht . . ."

Das Fenster schloß sich diesmal, um sich trotz meiner Bitten, trotz meines Drängens, nicht wieder zu öffnen, und ich konnte die Wohnung von Bamboche nicht erfahren.

So ungewiß die Hoffnung war, die mir blieb, so hatte ich doch wenigstens die Gewißheit, daß Bamboche in Paris war, und dies bot mir die, wenn auch zweifelhafte, Aussicht, ihn noch diesen Abend zu treffen. Ich kehrte zu dem Kutscher zurück und sprach zu ihm:

„Wissen Sie, wo die Schenke zu den Drei Fässern ist? Man hat mir gesagt, es sei nicht weit von hier. Sind Sie einmal bei dieser Schenke angelangt, so können Sie Ihren Pferden zu fressen geben, und selbst essen."

„Die Schenke zu den Drei Fässern? Das kenne ich ganz genau," antwortete mir freudig der Kutscher. „Am Sonntag und am Montag Abend habe ich häufig dort meine Station . . . Das lasse ich mir gefallen, Bürger, an solchen Orten können Sie mich und meine

Thiere warten lassen, so lange es Ihnen beliebt, wir werden uns nicht darüber beklagen. In zehn Minuten sind Sie an Ort und Stelle."

Hienach wandten wir uns nach der Schenke zu den Drei Fässern.

Zum ersten Male seit dem Morgen dachte ich daran, daß die Kosten für den Wagen, den ich seit meiner Ankunft nicht verlassen hatte, im Verhältniß zu meinen schwachen Mitteln sehr beträchtlich sein müßten. Da ich aber Paris ganz und gar nicht kannte, so war mir diese Ausgabe gezwungener Weise gerade durch die Natur meiner Nachforschungen auferlegt worden. Ich sah diese Nachforschungen ihrem Ziele nahe und beschloß, vor Allem den Fiacre zu bezahlen . . . Bald aber gab ich einem nichtigen, albernen Gedanken nach, den jedoch vielleicht diejenigen, welche sich in einer ähnlichen Lage befunden, begreifen werden; ich hatte nicht den Muth, den Fiacre wegzuschicken, ehe ich Bamboche zu treffen sicher war . . . Und warum behielt ich den für mich so kostspieligen und unnützen Wagen? Weil ich, ohne alle Kenntniß in dieser ungeheuren Stadt, wähnte, der Kutscher, der mich seit dem Morgen führte, sei kein Fremder für mich.

Ein solcher Gedanke kommt mir allerdings zu dieser Stunde traurig, albern vor, erinnere ich mich aber des furchtbaren, unbeschreiblichen Gefühls, das mich ergriff, wenn ich zu mir sagte:

„Finde ich diesen Abend Bamboche nicht . . . so bin ich allein in dieser ungeheuren Stadt, **allein**, ohne Mittel, ohne irgend Jemand zu kennen, . . . dann begreife ich, daß ich diesen Kutscher am Ende wie einen Bekannten betrachtete.

Als der Wagen vor der Thür der Schenke zu den Drei Fässern anhielt, sagte ich auch zu dem Kutscher:

„Warten Sie auf mich, ich werde einige Zeit hier bleiben."

„Und Ihr Päckchen, Herr?“

„Lassen Sie es im Wagen.“

„Nicht wahr, daß man es stiehlt? Nein, nein, seien Sie unbesorgt, ich werde es in einen von meinen Koffern thun, und der müßte sehr schlau sein, welcher es hier finden würde.“

Diese zuvorkommende Behutsamkeit erschien mir als ein gutes Vorzeichen nach dem neuen Gesichtspunkte, aus dem ich den Kutscher betrachtete; dann kamen mir auch die Züge dieses ziemlich betagten Mannes ehrlich und offenherzig vor. Einen Augenblick hatte ich Lust, ihm anzubieten, ob er nicht mein Mahl theilen wolle, denn ich war ganz entkräftet vor Müdigkeit und gedachte diese Gelegenheit zu benützen, um mich wieder etwas zu stärken . . . aber ich wagte es nicht, diese Einladung auszusprechen, nicht aus Stolz, wie man leicht begreift, sondern aus einem ganz entgegengesetzten Gefühl: ich befürchtete, der Kutscher könnte mir mißtrauen.

Während er mein Päckchen vor jedem Diebstahl zu bewahren beschäftigt war, trat ich in die zu dieser Stunde beinahe verlassene Schenke; es saßen indessen noch einige Trinker an den Tischen. An ihren Kleidern, an ihren Manieren, an ihrer Sprache erkannte ich leicht, daß sie der Arbeiterclasse angehörten; es schienen brave Handwerker zu sein, welche in Folge einer glücklichen Einnahme lustig tranken. Es fand sich hier keiner von den zurückstoßenden, gemeinen Typen, welche wir bei meinem Vagabundenleben mit Bamboche und Basquine häufig in Tavernen der untersten Stufe, nur besucht von Taugenichtsen und Bösewichten, in denen wir bettelten und sangen, gefunden hatten.

Die mit Angst gemischte Unruhe, welche in mir die geheimnißvolle Weise, wie man mich in der angeblichen Wohnung von Bamboche aufgenommen, zurückgelassen hatte, verschwand ein wenig; es erschien mir als kein schlechtes Prognostikon für meinen Freund, daß er

eine von ehrlichen Handwerksleuten besuchte Schenke auch für sich gewählt hatte.

Ich setzte mich in eine vereinzelte Ecke, gerade der Thüre gegenüber, um Bamboche gleich bei seinem Eintritt zu gewahren, und verlangte eine kleine Portion Fleisch, Brod und Wasser. Ich schaute auf die Uhr der Schenke: sie bezeichnete die neunte Stunde, und ich hatte daher im schlimmsten Falle noch zwei bis drei Stunden zu warten.

Ich begann mein mäßiges Mahl, heftete meinen unruhigen Blick auf die Thüre der Schenke, so bald sie sich öffnete, und betrachtete ängstlich alle Eintretende, fest überzeugt, ich werde Bamboche, trotz der Jahre, welche seit unserer Trennung hingegangen, wiedererkennen. denn seine energischen, scharfen Züge waren zu tief in mein Gedächtniß eingeprägt, als daß ich mich hätte täuschen können.

Während ich so die Augen auf die Thüre geheftet hatte, so oft sie sich öffnete, sah ich einen schlanken jungen Mann eintreten, der ungefähr fünf und zwanzig Jahr alt sein mochte. Sein Gesicht fiel mir gleich von Anfang durch die Regelmäßigkeit, durch die seltene männliche Schönheit seiner indessen etwas angegriffenen Züge auf; er war bleich; seine Haut schien von einer um so matteren Weiße zu sein, als seine Augenbrauen und sein ziemlich langer Backenbart sehr braun waren, und der alte schwärzliche Paletot, den dieser Mann bis zum Hals zugeknöpft trug, weder einen Hemdkragen, noch eine Cravate sehen ließ. Die Stiefeln und Beinkleider dieses Menschen waren von Koth befleckt, und er hatte eine ganz mißstaltete Mütze auf dem Kopf.

Trotz dieses elenden Anzugs, oder gerade vielleicht wegen des Contrastes, den er mit dem so schönen, und besonders so ausgezeichneten Gesichte dieses Mannes bot, mußte man nothwendig von seinem Anblick betroffen werden: er machte einige Schritte in der Schenke und näherte sich zuerst dem Orte, wo ich mich befand;

jetzt erst bemerkte ich, daß sein Gang etwas wankend war, und daß sein Blick zuweilen die den Trunkenen eigenthümliche Starrheit hatte.

Anfangs zögerte er einige Augenblicke, dann wandte sich dieser Mann, aus Zufall oder in Folge einer Wahl, nach meiner Seite, wo alle Tische des Saales mit Ausnahme desjenigen, an welchem ich saß, unbesetzt waren, und nahm zu meiner Rechten Platz.

Nachdem er sich gewichtig, als wären seine Beine beschwert, niedergelassen, blieb er einen Augenblick unbeweglich; dann nahm er seine Mütze ab und glaubte sie auf die Bank zu legen, auf der wir zwei Plätze inne hatten; doch diese Mütze fiel zu meinen Füßen.

Einer Bewegung natürlicher Zuvorkommenheit nachgebend, welche vielleicht noch durch den Eindruck vermehrt wurde, den der Anblick dieses Menschen auf mich hervorbrachte, bückte ich mich, um seine Mütze wieder aufzuheben, und legte sie auf die Bank; mein neuer Nachbar bemerkte es und sagte mit sanftem und äußerst höflichem Ausdruck, indem er sich gegen mich verbeugte:

„Ich bitte tausendmal um Vergebung wegen der Mühe, die ich Ihnen gemacht; tausend Dank für Ihre Artigkeit.“

Ich hatte in meinem Leben nie den geringsten Begriff von dem gehabt, was man die große Welt nennt, doch bei diesen wenigen Worten meines Nachbars sagte mir irgend ein Instinkt, ein Mann der großen Welt hätte sich nicht anders ausgedrückt, würde in seinen Ton, in seine Geberde nicht mehr gewählte Höflichkeit gelegt haben.

Seltsamer Weise verlor auch während der kurzen Zeit, die er mit mir sprach, die Physiognomie dieses Mannes den Ausdruck düsterer Unempfindlichkeit und wurde reizend an Anmuth und freundlichem Wesen. Dann kehrte sie abermals zu ihrer Unbeweglichkeit zurück.

Der Kellner näherte sich dem neuen Gaste und fragte ohne Umstände:

„Was wollen Sie, mein Braver?“

„Eine Flasche Branntwein...“ antwortete langsam mein Nachbar, und der heisere Ton seiner Stimme dünkte mir ein ganz anderer, als da er mit mir gesprochen.

„Wollen Sie ein kleines Glas?“ versetzte der Kellner.

„Ich verlange eine Flasche Branntwein und bezahle sie,“ antwortete mein Nachbar, stets unstörbar; dann griff er in seine Westentasche, zog mehrere Goldstücke heraus, ließ eines durch seinen Daumen und seinen Zeigfinger gleiten und warf es auf das Wachstuch, das den Tisch bedeckte.

Der Kellner schaute meinen Nachbar verblüfft an, nahm sodann das Goldstück und prüfte es mit einem Erstaunen, in das sich ein leichtes Mißtrauen mischte, welches ihm ohne Zweifel durch das elende Aeußere des Gastes eingeflößt wurde.

„Gehen Sie zum Comptoir ... lassen Sie es klingen,“ sagte mein Nachbar, immer gleich unempfindlich und ohne daß er sich im Geringsten über den beleidigenden Verdacht des Kellners zu ärgern schien.

Sehr wenig zartfühlend ging dieser zu dem Comptoir; der Herr der Schenke ließ das Goldstück wiederholt klingen, und der Kellner brachte es zurück und sagte:

„Es ist gut.“

„Dann geben Sie mir eine Flasche Branntwein,“ sprach mein Nachbar langsam mit seiner heiseren Stimme.

„Eine versiegelte Flasche, mein Herr?“ fragte diesmal der Kellner mit einer gewissen Achtung, „das Beste, was wir von Branntwein haben?“

„Im Gegentheil ... eine Flasche Branntwein, wie Sie ihn den Lumpensammlern geben, wenn solche kommen . . . und machen Sie sich bezahlt.“

„Das ist ein Engländer,“ sagte der Kellner halblaut, während er sich entfernte.

Immer mehr erstaunt, betrachtete ich neugierig diesen Mann, ohne deshalb die Thüre der Schenke, durch welche ich Bamboche kommen zu sehen hoffte, aus dem Blicke zu verlieren.

Der Kellner kehrte zurück, stellte die Flasche und ein kleines Glas auf den Tisch und legte die von dem Goldstücke übrig bleibende Münze daneben.

„Geben Sie mir ein großes Glas," sagte mein Nachbar, und machte, mit dem Finger ein Zwanzig-Sous-Stück zurückstoßend, dem Kellner ein Zeichen, dasselbe als Trinkgeld zu nehmen.

„Das ist ein Mylord," sprach der Kellner, abermals halblaut, während er ein großes Glas holte, das er mit dem größten Eifer herbeibrachte.

Mein Nachbar steckte, ohne sie zu zählen, die Münze in die Tasche, die man ihm herausgegeben hatte, goß sich ein halbes Glas Branntwein ein und leerte es auf einen Zug.

Dann lehnte er das Hintertheil seines Kopfes an die Wand an, an der unsere Bank stand, blieb unbeweglich, schaute in den leeren Raum und schlug im Takt mit den Spitzen seiner Finger auf das Wachstuch, mit dem der Tisch bedeckt war.

Ich betrachtete ihn verstohlen. Seine bis jetzt unbeweglichen, düsteren Züge belebten sich wiederholt, er lächelte zwei oder dreimal auf eine sehr sanfte, feine Weise, zuckte dann die Achseln, trällerte zwischen den Zähnen, und seine Züge nahmen wieder ihre frühere Unempfindlichkeit an.

Die Erinnerung an Limousin, meinen ersten Herrn, regte sich in meinem Geiste; ich weiß nicht, warum ich eine unbestimmte Aehnlichkeit zwischen den ausschweifenden Hallucinationen, welche der arme Maurer jeden Sonntag in seiner Trunkenheit hervorrief, und dem Zustand extatischer Verdumpfung, gemischt mit inneren Visionen, zu sehen glaubte, in welche dieser ärmlich gekleidete Mann, der allen Anzeichen nach nicht das war,

was sein Aussehen glauben machte, versunken zu sein schien. Diese so fernen Erinnerungen aus meiner Kindheit nahmen mich einen Augenblick völlig in Anspruch, denn sie hatten eine Beziehung zu Bamboche. Ein leichtes Geräusch entzog mich meinen Betrachtungen. Ich wandte den Kopf gegen meinen Nachbar; er hatte die Hälfte des Inhalts von seinem Glase umgegossen. Nachdem er den Rest getrunken, tauchte er, ohne Zweifel in einer knabenhaften, vom Rausche erzeugten Laune, die Spitze seines Zeigefingers in eine von den Branntweinrinnen, welche sich über das Wachstuch hinschlängelten, und fing an auf verschiedenen Stellen bizarre Figuren zu ziehen. Ich verfolgte die Bewegungen des Unbekannten mit um so größerer Aufmerksamkeit, als meine letzte Bemerkung meinen Verdacht bestätigt hatte: von vollkommener Weiße war die Hand dieses Mannes mit ihren langen, glatten Nägeln merkwürdig schön; er trug an seinem kleinen Finger mehrere goldene Ringe von verschiedenen Formen; der eine derselben, an welchem ich einen rothen Stein gewahrte, schien mir mit einem Wappen verziert zu sein.

Ich beobachtete mit einer maschinenmäßigen Neugierde die launenhaften Evolutionen des Zeigefingers meines Nachbars, der die Combination bizarrer Figuren verlassen hatte, um ungeheure Buchstaben zu zeichnen: Anfangs war es ein großes R, dann ein E... Die Zusammenstellung dieser zwei Buchstaben R E brachte einen unwiderstehlichen Eindruck auf mich hervor; es war etwas Seltsames, Verworrenes, Beunruhigendes, Unbekanntes .... eine Ahnung ...

Ich konnte meinen Blick nicht von dem Finger dieses Mannes losmachen . . . ich beschleunigte, wenn ich so sagen darf, mit allen Kräften meines Geistes die Vollendung des dritten Buchstaben, den er begonnen hatte, und zwar (meine Erinnerungen täuschen mich nicht), ohne mir irgend eine Rechenschaft von der Ursache meiner Ungeduld zu geben. Der Umriß des Buch=

staben vollendete sich unter dem Finger meines Nachbars . . . es war ein G.

Plötzlich erschienen diese drei Buchstaben... die ersten des Namens von Regina, vor meinem Geiste, als ob sie mit Feuerzügen gezeichnet worden wären.

Und es fingen doch viele andere Wörter so an . . Aber ich weiß nicht, welches unselige Verhängniß mir sagte, dieser von Branntwein trunkene Mensch werde mit seinem schweren Finger den für mich geheiligten Namen ganz auf den Tisch einer Schenke schreiben.

Ich vergaß Alles, Bamboche, meine verzweifelte Lage, die Zukunft, um mit verzehrender Angst den Fingerbewegungen des Unbekannten zu folgen . . . Er fuhr fort, einen andern Buchstaben zu zeichnen, doch von Zeit zu Zeit hielt er an . . . sein Kopf wankte bald von rechts nach links, neigte sich bald vorwärts, während sich seine angeschwollenen Augenlieder halb schloßen. Endlich war der Buchstabe gezeichnet, ich erblickte ein N . . . es folgte ein A auf dieses N, und ich konnte auf dem Tische in großen Buchstaben den Namen REGINA lesen.

Es läßt sich unmöglich ausdrücken, was ich fühlte; es kam mir nicht ein Augenblick der Gedanke, der Name Regina könnte anderen Personen gehören, und ich sagte mir: Regina ist in Paris, dieser junge und hübsche, ohne Zweifel auch edle und reiche Mann liebt sie, denn ihr Andenken ist ihm so gegenwärtig, daß er sich selbst mitten unter der Verdumpfung der Trunkenheit darin gefällt, den von ihm geliebten Namen zu zeichnen.

Der Unbekannte betrachtete diesen Namen, nachdem er ihn geschrieben, einige Augenblicke mit einer gewissen albernen Befriedigung . . . während die Schwankungen seines schweren Kopfes immer ungestümer und häufiger wurden; dann ließ er eine Art von gutturalem Gelächter vernehmen, sprach einige unverständliche Worte, kreuzte seine Arme auf dem Tisch, sank schwerfällig mit

der Stirne darauf und verfiel in die apathische Schlafsucht der Trunkenheit.

Ein wenig oberhalb des Ortes, wo sich dieser Mensch angelehnt hatte, erschien der Name Regina noch vor meinen Augen; ich stand sachte auf und löschte mit frommer Achtung die letzten Spuren des entheiligten Namens aus.

Eben kehrte ich an meinen Platz zurück, als die Thüre der Schenke sich abermals öffnete. Ich war nicht im Stande, einen Ausruf unwillkührlichen Schreckens zurückzuhalten.

Ich sah, wie aus der äußeren Finsterniß das unheilvolle Gesicht des Cul-de-jatte hervortrat. Seit den acht Jahren, die er mir nicht mehr vor die Augen gekommen, schienen sich seine Züge noch mehr bronzirt zu haben und seine Haare waren, obgleich er immer noch kräftig und entschieden aussah, beinahe weiß geworden; seine Kleider kündigten keine Armuth an. Er blieb auf der Schwelle der offenen Thüre stehen, als fürchtete er sich, in die Schenke einzutreten. Endlich streckte er seinen Kopf durch die Thüre und sagte mit einer heiseren Stimme (ich glaubte darin diejenige zu erkennen, welche mir durch die Läden des Hauses vom Impasse du Renard geantwortet hatte), zu dem Weinhändler:

„Ist Bamboche diesen Abend hier gewesen?“

„Nein,“ antwortete ihm trocken der Herr des Hauses, als wollte er sich rasch dieses ungelegenen Gastes entledigen.

„Kommt er diesen Abend,“ fügte hastig der Cul-de-jatte bei, „so sagen Sie ihm, er soll heute Nacht nicht dorthin gehen, es rauche. Er wird wohl begreifen . . . nicht wahr, Sie sagen es ihm?“

„Es ist gut, es ist gut,“ antwortete der Weinhändler, während er, wie man zu sagen pflegt, dem Cul-de-jatte die Thüre vor der Nase schloß; dann fügte er mit sich selbst sprechend bei:

„Canaillenbrut, zum Henker!“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Nacht.

Ich konnte nicht daran zweifeln: der Cul-de-jatte hatte seine Bekantschaft mit Bamboche erneuert; von diesem handelte es sich, als der Bandit, mit unruhiger Miene in die Schenke eintretend, dem Wirthe zurief: Wenn er diesen Abend kommt, sagen Sie ihm, er soll heute Nacht nicht dorthin gehen . . . **es rauche** . . . er wird es begreifen."

Ohne den Sinn dieser geheimnißvollen Worte zu verstehen, setzte ich voraus, eine für ihn und den Cul-de-jatte vielleicht gewöhnliche Gefahr bedrohe Bamboche.

Der Gedanke einer solchen Lebensgemeinschaft mit diesem Schurken machte mich nicht nur für Bamboche beben, sondern er verursachte bei mir auch eine tödtliche Verlegenheit; ich wagte es nicht mehr, wie es meine Absicht gewesen war, den Schenkwirth über meinen Freund zu befragen, um zu erfahren, ob ich sicher sein konnte, ihn noch an diesem Abend zu sehen; der dem Cul-de-jatte zu Theil gewordene Empfang ermuthigte mich nicht; aber die Stunde rückte vor; ich bedachte die äußerste Noth, in die ich versetzt war, überwand mein Zögern, näherte mich dem Comptoir, um meine Zeche zu bezahlen, und bemerkte jetzt erst, daß alle Trinker nach und nach verschwunden waren und daß ich allein mit meinem immer noch schlafenden Nachbar übrig geblieben; dieses Alleinsein machte mich kühn, ich wandte mich an den Wirth und fragte:

„Wie viel bin ich Ihnen schuldig, mein Herr?"

„Sechs Sous für das Fleisch, zwei Sous für das Brod, das macht acht Sous."

Ich legte ein Geldstück auf das Comptoir und sagte:

„Man hat mich versichert, ein gewisser Bamboche komme jeden Abend hierher."

Bei dem Namen Bamboche runzelte der Schenkwirth die Stirne mit einer unzufriedenen Miene und antwortete mir:

„Meine Schenke ist öffentlich, ich muß wohl alle Arten von Menschen aufnehmen."

„Glauben Sie, daß Bamboche diesen Abend hierher kommt?" fragte ich ihn.

„Ich weiß es nicht, doch wenn er kommt," antwortete der Wirth, indem er auf die Pendeluhr schaute, „so wird er außen bleiben; es ist Mitternacht und ich schließe nun."

„Glauben Sie, daß Bamboche morgen kommen wird, mein Herr?"

„Weiß ich es? Nur so viel ist gewiß, daß es mir lieber wäre, wenn er so wenig als möglich käme . . . das verdächtigt ein ehrliches Haus."

Dann gab mir der Wirth Münze heraus und fügte bei:

„Es ist Mitternacht . . . ich wünsche den Kunden wohl zu schlafen!"

Als er aber wieder aufschaute, erblickte er meinen immer noch schlafenden Tischnachbar und sagte halblaut:

„Ah! der Herr mit dem Goldstück und der Flasche ist noch hier."

Und der Schenkwirth näherte sich ehrfurchtsvoll dem Schläfer und rief wiederholt, da er ihn nicht zu schütteln wagte:

„Mein Herr! . . . mein Herr!"

Der Unbekannte blieb taub gegen diesen Ruf.

Ich durfte nicht mehr hoffen, Bamboche diesen Abend zu sehen. Der unselige Augenblick war gekommen, ich mußte mit dem Kutscher rechnen. War diese Schuld bezahlt, was sollte mir bleiben, wo sollte ich die Nacht zubringen?

Ich verließ die Schenke.

Die Nacht war schwarz, feucht, kalt. Eine von den Laternen des Fiacre war erloschen, die andere dem Erlöschen nahe. Der Kutscher schlief auf seinem Sitze, Niemand rührte sich auf der Straße.

Es kam mir ein unredlicher Gedanke . . . der Gedanke, mich zu entfernen, ohne diesen Menschen zu bezahlen, und ihm als Pfand das Bischen Wäsche und die Effekten zurückzulassen, welche mein Reisebündel enthielt; doch ich gab dieser Versuchung nicht nach; es drängte mich, um jeden Preis aus dieser Angst heraus zu kommen, und ich weckte den Kutscher nicht ohne Mühe.

„He! . . . was gibt es? . . . Ah! Sie sind es, Bürger," sagte er, sich schüttelnd und in seinem dicken Carrik schauernd; „es ist so teufelmäßig kalt, daß man bis auf die Knochen erstarrt . . . ich bin eingeschlafen . . Ah! wohin fahren wir, Herr?"

„Ich bleibe hier," erwiederte ich, „wollen Sie mir mein Päckchen geben und mir sagen, wie viel ich Ihnen schuldig bin."

Meine Angst war groß, als ich diese letzten Worte sprach.

Der Kutscher zog seine Uhr, näherte sich seiner Laterne und sagte:

„Sie haben mich um halb drei Uhr genommen, es ist Mitternacht vorüber . . . das macht neun und eine halbe Stunde . . . setzen wir zehn Stunden mit dem Trinkgeld . . . das macht 15 Livres, 10 Sous, nehmen Sie 16 Livres, wenn Sie zufrieden sind, Herr, . . . ich werde Ihnen Ihr Päckchen geben."

Während der Kutscher mein Bündel suchte, durchwühlte ich meine Taschen und zählte das wenige Geld, das mir blieb . . . Es waren 9 Franken und einige Sous.

O! wie feig, wie albern, wie knabenhaft . . . ich weinte.

„Hier ist Ihr Päckchen," sagte der Kutscher.

„Mein Herr," erwiederte ich, indem ich ihm all mein Geld in die Hand legte, „ich war nie zuvor in Paris und glaubte mit Sicherheit bei meiner Ankunft einen Platz bei einem Beschützer zu finden . . . der Beschützer ist diesen Morgen gestorben . . . Es blieb mir ein Freund aus meiner Kinderzeit, ich suchte ihn vergebens den ganzen Tag . . . ich hoffte ihn heute Abend hier zu finden, diese letzte Hoffnung schlug fehl . . . Als ich Ihren Wagen nahm, wußte ich den Preis nicht; ich bin nicht im Stande, Ihnen Alles zu bezahlen, was Sie von mir fordern, es bleiben mir im Ganzen nur 9 Franken und einige Sous . . . Durchsuchen Sie mich, wenn Sie wollen, ich habe keinen Liard mehr."

„Das geht mich nichts an," rief der Kutscher zornig, „wenn man kein Geld hat, um einen Wagen zu bezahlen, so geht man zu Fuß."

„Sie haben Recht, mein Herr, doch ich kannte Paris nicht und zählte darauf, sogleich bei meinem Beschützer eintreten zu können . . . aber . . ."

„Alles dies geht mich nichts an, ich muß mein Geld haben," entgegnete der Kutscher, „das kann nicht so hingehen."

„Nun, so behalten Sie noch dieses Bündel, mein Herr, es ist Alles, was ich in der Welt besitze, und es bleibt mir dann nichts mehr außer den Kleidern, die ich auf dem Leibe habe."

Meine Thränen, die ich Anfangs mit größter Mühe zurückgehalten, entströmten nun abermals unwillkührlich, so sehr ergriffen mich Scham und Kummer.

„Ah! Sie weinen," sprach der Kutscher mit minder rauhem Tone, „es ist also wahr, was Sie mir da sagen?"

„Es ist nur zu wahr, mein Herr."

„Was wollen Sie thun? Wo wollen Sie die Nacht zubringen?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte ich niedergeschlagen. Und seltsamer Weise erinnerte ich mich, daß ich viele Jahre früher dieselbe Antwort la Levrasse gegeben hatte,

nachdem ich von meinem Herrn, dem Limousin, weggelaufen war.

Der Kutscher schien gerührt und sprach:

„Auf, mein armer Junge, weinen Sie nicht. Sehen Sie, ich kann meinen Tag nicht verlieren, denn ich muß mit meinem Meister rechnen, aber ich will Sie nicht ohne einen Sou in einer solchen Nacht auf dem Pflaster lassen. Nehmen Sie diese 20 Sous und Ihr Bündel. Sie finden ein Haus bei der Barrière, wo man um vier Sous über Nacht bleiben kann, es ist durch eine rothe Laterne bezeichnet . . . Hier ist die Nummer von meinem Wagen . . . (und er gab mir eine kleine Karte). Können Sie mir eines Tags bezahlen, was Sie mir schuldig sind, so werden Sie mir ein Vergnügen damit machen, denn ich habe Frau und Kinder."

„Oh! meinen Dank, Herr, meinen Dank," rief ich mit vollem Erguß.

In diesem Augenblick öffnete der Schenkwirth die Thüre; er stützte unter dem Arm den Mann, neben welchem ich während des Abends gesessen hatte; er schien völlig trunken zu sein.

„Ah! das findet sich gut," sagte der Wirth, als er den Fiacre sah. „Sind Sie bestellt, mein Braver?" fragte er sodann den Kutscher.

„Nein," antwortete dieser.

„So haben Sie hier einen Kunden, und zwar einen vortrefflichen," sprach der Wirth und deutete auf den Mann, den er unter dem Arm hielt; dann rief er diesem in das Ohr:

„Mein Herr, hier ist ein Fiacre."

„Gut, helfen Sie mir," versetzte der Unbekannte.

Und man hißte ihn nicht ohne Mühe in den Wagen.

Als er Platz genommen hatte, fragte der Kutscher:

„Ihre Adresse, Herr?"

„Beim Eingaug der Champs-Elysées findest Du einen gelben Fiacre, bei diesem hältst Du an," antwortete langsam der trunkene Mann mit der Hellsichtigkeit,

welche die Berauschten zuweilen trotz der Störung ihrer Vernunft für gewisse Dinge bewahren.

„Das ist für Deine Fahrt," fügte er bei und ließ halb in die Hand des Kutschers, halb auf die Straße die Münze fallen, die er von dem gewechselten Goldstück erhalten hatte.

Nachdem er einige Augenblicke gesucht, rief der Kutscher freudig:

„Siebzehn Franken! . . . welch ein Gewinn! . . . solche Kunden finden sich selten;" da ihm aber ohne Zweifel ein Bedenken kam, dieses bedeutende Trinkgeld anzunehmen, so sagte er zu seinem großmüthigen Kunden:

„Wissen Sie auch, daß Sie mir siebzehn Franken geben, mein Herr? . . . siebzehn Franken? . . ."

„Ja, behalte sie . . . diese siebzehn Franken, Dein Weg ist lang . . . doch fahre nicht zu schnell, ich liebe es ungemein, im Wagen zu schlafen . . . vergiß die Adresse nicht . . . ein gelber Fiacre . . . am Eingang der Champs-Elysées . . . es sitzt ein Mann neben dem Kutscher auf dem Bock; bei diesem Wagen hältst Du mit mir an." *)

„Abgemacht, Herr," antwortete der Kutscher, und

---

*) Wir citiren sehr gern so viel als möglich Analogien in Beziehung auf Schöpfungen, welche als Nichtwirklichkeit verdächtigt werden dürften. Vor einigen Monaten wiederhallten alle Zeitungen von der Geschichte einer Frau, genannt die schöne Engländerin, welche, reich und von edlem Geschlecht, die gemeinsten Schenken der Hallen besuchte, um sich hier mit Branntwein zu betrinken. — Man hat auch wohl ein gewisses Mitglied der englischen Dukery nicht vergessen, wir meinen den Marquis von N . . ., der vor kurzem völlig berauscht in dem Astley Theater gefunden, unter einem falschen Namen verhaftet und von seinem Sohne reklamirt wurde.

stieg lustig auf seinen Bock, während der Schenkwirth seine Thüre mittelst dicker eiserner Stangen von innen schloß.

Der Kutscher peitschte seine Pferde und sagte zu mir, als er sich entfernte:

„Auf, mein Junge . . . Sie sehen, Paris ist die Stadt der guten Kinder.“

Und der Wagen verschwand bald in der Finsterniß.

. . . .

Einen Augenblick hatte ich Regungen der Bitterkeit, des Hasses gegen die Gesellschaft, wenn ich an diesen Menschen dachte, der ohne Zweifel sehr reich war, da er so sorglos für schmähliche, entartende Launen eine Summe verschwendete, die mir auf zwanzig Tage Unterhalt gewährt und das Mittel geboten hätte, zu Claude Gérard zurückzukehren und diese ungeheure Stadt zu fliehen, in der ich mich verloren sah . . . „Wird es immer so sein? . . .“ sagte ich voll Verzweiflung zu mir selbst. „Bei den Einen so viel überflüssige Güter, daß der Ekel und die Uebersättigung sie zu den häßlichsten Lastern verleiten; bei den Andern so viel Entbehrungen, so viel Elend, daß sie in ihrer Verzweiflung oft nur die Wahl zwischen der Ehrlosigkeit und dem Tod haben.“

Bald aber bedachte ich die Eitelkeit dieser Vorwürfe gegen ein unbeugsames Schicksal, ich erinnerte mich der Lehren von Claude Gérard und sagte mir: „Die Stunde, sie in Ausübung zu bringen, ist gekommen, Resignation, Muth, Arbeit und Selbstachtung. Mögen diese Worte mich unterstützen, möge sich mit den guten Entschließungen, die sie mir eingeben werden, der Einfluß der Erinnerung an Regina, an diesen heiligen Namen, verbinden, den ein so trauriger Zufall abermals in mein Gedächtniß zurückgerufen hat.

Strahlender, reiner Stern, zu dem ich immer wieder aus dem Grunde der schmutzigsten Geleise des Lebens meine Augen erheben muß.

. . . .

Ich konnte nicht länger vor der Thüre dieser Schenke bleiben; die Straße war öde und verlassen, ein geschmolzener Schnee fiel als dichter Nebel, durchdrang meine Kleider und vereiste mich bis auf die Knochen; der Kutscher hatte mir gesagt, ich würde kurz, bevor ich an die Barrière käme, das Haus finden, wo man um vier Sous die Nacht logire. Ich ging bei der schwankenden Helle der Scheinwerfer, welche, den Nebel durchschneidend, in bleichen Furchen auf die von Koth schwarze Chaussee ihr Licht fallen ließen, die Straße hinab.

Als ich ungefähr zehn Minuten gegangen war, begegnete ich einem Lumpensammler, der, die Hotte auf dem Rücken, eine Laterne und einen Haken in der Hand, die Unrathhaufen durchwühlte, welche an den Ecksteinen lagen. Aus Furcht, mich zu verirren, fragte ich ihn, ob er in der Nähe ein Haus kenne, wo man für vier Sous die Nacht beherberge.

„Die erste Straße links, dann die zweite rechts. Sie werden die rothe Laterne sehen," antwortete mir dieser Mann, ohne mich anzuschauen oder seine Arbeit zu unterbrechen.

Nach zehn Minuten befand ich mich in einer engen Gasse vor einem Hause von schmutzigem Aussehen; man stieg zu der Thüre auf einer hölzernen Treppe hinauf, welche sich einige Stufen über dem Niveau der Straße erhob. Diese Thüre war offen; ich machte ein paar Schritte und blieb dann bei dem wüthenden Bellen eines großen Hundes stehen. Beinahe in demselben Augenblicke erschien ein untersetzter Mann von zweideutigem Gesichte; er hielt einen ungeheuren Stock unter seinem Arm, schützte die Flamme eines Lichtes mit seiner Hand und fragte mich ungestüm, was ich wolle.

„Die Nacht in diesem Hause zubringen, mein Herr."

„Ihr Paß?"

„Hier ist er, mein Herr."

„Es kostet vier Sous . . . und zwar zum Voraus,"

sagte der Mann, nachdem er einen ziemlich gleichgültigen Blick auf meinen Paß geworfen hatte.

Ich gab ihm vier Sous. Der Mann ging vor mir her, durchschritt einen kleinen kothigen Hof, und öffnete mir die Thüre eines kellerartigen, durch eine rauchige Lampe erleuchteten Gewölbes. Ich wurde beinahe erstickt durch den pestilenzischen Geruch, den diese Spelunke ausdünstete, wo ich acht bis zehn Betten theils von Männern, theils von Frauen besetzt sah; doch in jedem Bett lagen zwei Personen; ein einziges war völlig leer; der Herr des Hauses bezeichnete es mir mit einer Geberde und sprach:

„Da man hier Leintücher gibt, so ist es verboten, mit seinen Schuhen zu schlafen, weil das Löcher in die Betten macht und man seinen Schlafkameraden die Beine schindet.“

„Es ist gut, mein Herr,“ antwortete ich.

„Und ich stehe nur für das, was ich aufbewahre,“ sagte der Mann, als er wegging, ohne daß ich mir, zu meinem Unglück, diese Worte erklärte.

Das Bett bestand aus einem Strohsack, der auf drei Brettern lag, welche sechs Zoll hoch über dem Boden auf kleinen Gestellen ruhten; eine durchlöcherte wollene Decke und Leintücher, schwarz von Koth und Schmutz, waren über dem Strohsack ausgebreitet.

Die Wände hatten keine Tapeten und schwitzten Feuchtigkeit aus; der Boden war nur geschlagen und mit Salpeter überzogen.

Ich warf einen Blick auf die andern Bewohner dieser Stube und bekam beinahe bange, als ich sah, daß die meisten von ihnen die Augen weit geöffnet hatten; aber diese Leute blieben unbeweglich und schauten mich starr an, ohne ein Wort zu wechseln. Ihr Stillschweigen und die auf mich gehefteten Blicke verursachten mir eine seltsame Unruhe; die Mehrzahl meiner Stubengenossen schien mir verdächtige Physiognomien zu haben; ich erblickte auch drei Frauen, von denen zwei

jung, aber von bleichen, verwelkten Gesichtern und von zurückstoßendem Ausdruck.

Es wurde mir ganz übel vor Ekel, aber ich fühlte mich gelähmt durch die Müdigkeit, steckte unter mein Kopfkissen mein kleines Bündel, worin sich das kostbare, von mir aus dem Grabe der Mutter von Regina entwendete Portefeuille befand, und legte meinen Rock auf mein Bett, um wärmer zu haben, denn ich zitterte an allen Gliedern.

Lange Zeit suchte ich vergebens den Schlummer und mit dem Schlummer ein augenblickliches Vergessen meiner Lage; ich fühlte nur eine Art von fieberhafter Erlahmung . . . endlich aber trug die Müdigkeit den Sieg davon und ich versank in tiefen Schlaf.

. . . .

Bei meinem Erwachen war es heller Tag; ich setzte mich auf und sah, daß ich mich allein befand; meine Stubengenossen hatten ohne Zweifel schon geraume Zeit ihre elenden Lager verlassen. Als meine Augen wieder auf mein Bett fielen, suchte ich meine Kleider . . . sie waren verschwunden; an ihrer Stelle fand ich eine schlechte Hose und einen Kittel von blauer Leinwand; es kam mir nicht sogleich der Gedanke, ich sei bestohlen worden: naiver Weise suchte ich auf dem Boden, rechts und links von meinem Bett; ich fand nichts; meine Schuhe und sogar mein Hut waren entwendet.

Voll Grimm und Verzweiflung, denn ich betrachtete den Verkauf dieser ganz neuen Kleider als ein letztes Hülfsmittel, rief ich mit lauter Stimme den Herrn des Hauses; ich schlug heftig an die Wand, an der das Obertheil meines Bettes angelehnt war . . . Niemand kam.

Nach einer Viertelstunde des Wartens und Stillschweigens sah ich mich genöthigt, die Lumpen anzuziehen, die man mir gelassen hatte, und mit nackten Beinen mit meinem Bündel, welches mir glücklicher Weise als Kopfkissen gedient, unter dem Arm, hinauszugehen; ich

fand den Wirth in einem Zimmer rechts von dem kleinen Hofe; er rauchte seine Pfeife und trank dabei eine Schleifkanne Wein: ich beklagte mich bei ihm voll Entrüstung über den Diebstahl, dessen Opfer ich war.

„Das geht mich nichts an," erwiederte mir dieser Mann, „ich habe Ihnen gestern gesagt . . . ich stehe nur für das, was ich aufbewahre; hätten Sie mir Ihre Kleider übergeben, so würden Sie dieselben wiedergefunden haben; diesen Morgen sah ich Einen weggehen, der gekleidet war, wie Sie es gestern gewesen sind . . . ich glaubte, Sie wären es . . . desto schlimmer . . . Sie hätten mit einem Auge schlafen sollen."

Und da ich, meine Stimme erhebend, auf der Klage beharrte, sagte dieser Mann mit brutalem Tone:

„Ah! Herr, soll ich Sie hinauswerfen? Ich bin dazu gewachsen, wie Sie sehen," fügte er bei, indem er mir seine breite Brust und seine kräftigen Arme zeigte.

„Und ich auch," antwortete ich in Verzweiflung, „ich bin gewachsen, Ihnen Widerstand zu leisten; ich gehe nicht eher von hier weg, als bis sie mir meine Kleider wieder verschafft oder ersetzt haben . . . Die Wache wird kommen . . . immerhin, wir werden uns erklären, ich fürchte nichts."

„So ist es!" rief der Wirth, „nun wohl! statt zu streiten, wollen wir zu dem Kommissär gehen, und wir werden sehen . . . Das fehlte mir noch . . . für vier schlechte Sous, die man mir gibt, soll ich Gefahr laufen, für fünfzig bis sechzig Franken Kleider ersetzen zu müssen . . . Vorwärts, Marsch, zum Kommissär."

Die Sicherheit dieses Mannes, sein Schluß, der mir, ich muß es gestehen, richtig vorkam, besonders da ich mich seiner Worte vom vorhergehenden Abend: ich stehe nur für das, was ich aufbewahre, erinnerte, die ebenfalls richtige Betrachtung, daß mir, vorausgesetzt der Wirth würde verurtheilt, mich für die

mir gestohlenen Kleider zu entschädigen, diese Entschädigung erst nach Entscheidung eines Prozesses zuerkannt werden dürfte (und wie viele Tage, wie viele Wochen würden nicht vor dem Ausspruch des Urtheils vergehen!), in Betracht endlich, daß dieser Mann mir bei seinem ohne Zweifel häufigen Umgang mit eben so unglücklichen Menschen, als ich es war, nützlich sein könnte, sagte ich in meiner bitteren Resignation:

„Es sei, mein Herr, man hat mich bei Ihnen bestohlen. Sie behaupten für nichts verantwortlich zu sein, ich glaube es nicht. Aber ich willige ein, Ihnen einen stets ärgerlichen Scandal zu ersparen und keine Klage zu erheben . . . doch unter einer Bedingung.“

„Ich fürchte den Scandal nicht . . . Ich bin in meinem Rechte . . . doch gleichviel, nennen Sie immerhin die Bedingung . . . Ich stelle mich an Ihren Platz, es ist ärgerlich, so gleichsam vor seinen Augen entkleidet zu werden, wie bei einer Verwandlung auf dem Theater. Aber, wie gesagt, Sie hätten Ihre Kleider unter Ihren Kopf legen oder völlig angekleidet schlafen sollen. Das ist eine allgemeine Regel, und man muß es immer thun, wenn man die Gesellschaft nicht kennt, mit der man in einem Neste liegt.“

„Dieser Rath kommt zu spät . . . mein Herr, und ich bitte Sie um einen andern . . . Ich habe guten Muth, guten Willen; ich kann lesen, schreiben und rechnen; ich kenne sehr gründlich das Französische, weiß etwas von der Geschichte, von der Geographie; dabei verstehe ich ein Handwerk, ich bin ein guter Zimmermann . . . Sie müssen oft Leute in meiner Lage treffen . . . Wie soll ich es machen, um in Paris Mittel zu einem ehrlichen Lebensunterhalte zu finden?“

„Teufel! Mittel zu einem ehrlichen Lebensunterhalt finden! Und im Winter! Sie sind nicht sehr schwierig, mein Junge. Sie glauben, es finde sich Arbeit unter dem Tritte eines Pferdes. Die Zimmerarbeit geht im Winter nicht . . . das feiert . . . auf dieser

Seite ist nichts zu holen. Was Ihr Lesen, Schreiben und Rechnen betrifft, so gibt es Tausende und Hunderte, die das verstehen, wie Sie, und vor Hunger krepiren."

„Aber was ist zu thun? Sie, der Sie Paris und sein Elend kennen, haben Sie Mitleid, rathen Sie mir, ich kenne in dieser Stadt keine Seele . . . und bin erst gestern angekommen."

„So ist es," sagte der Wirth die Achseln zuckend, „wie so viele Vögel, um ein Glück in Paris zu suchen, nicht wahr?"

„Nun, mein Herr, was auch der Beweggrund sein mag, der mich hierher geführt hat, bedenken Sie meine Lage; ich bin jung, kräftig, an Arbeit und Anstrengung gewöhnt; ich habe guten Muth und will mir nur mein Brod erwerben."

„Ei, bei Gott! ich verstehe wohl, es gibt Tausende, welche dies wollen, und es nicht finden . . . Sie können es jedoch versuchen und nach dem Hafen gehen, dort finden Sie vielleicht Gelegenheit, einige Sous zu gewinnen, wenn Sie beim Ausladen der Schiffe helfen; . . . doch aufgepaßt, Sie werden tüchtig mit der Faust spielen müssen, Sie sind neu, die Alten lassen Sie nicht in ihr Brod beißen, ohne auf Sie loszudreschen . . . Dir! mir! drauf geklopft! . . . Trumpf auf die Schädel!"

„Es bleibt mir also keine andere Wahl?"

„Sie können auch beim Ausgang der Theater den Kutschenschlag der Fiacres öffnen; dort wird es aber auch Hiebe setzen, denn es gibt ebenfalls Alte, und dann, sehen Sie, alle diese Gewerbe sind von Spitzbuben, von Rückfälligen, oder anderem Gesindel bevölkert, und für einen jungen Mann, der seinen geraden Weg gehen will, kann das schlimm ausfallen."

„Ich glaube das nicht . . . man kann überall ehrlich sein . . . Indessen danke ich Ihnen für Ihre Rath-

schläge, mein Herr; Sie werden mir sagen, wo der Hafen ist, denn hiemit will ich anfangen . . ."

Trotz seiner Rohheit und seiner ohne Zweifel durch die Gewohnheit, so viel häßliches Elend zu sehen, erzeugten Verhärtung, schien dieser Mann von meiner Lage gerührt; er wollte mir auf seine Weise nützlich sein und sprach nach kurzem Stillschweigen:

„Hören Sie, Sie scheinen mir ein gutes Kind und ein ehrlicher Junge zu sein; wir wollen Ihre Angelegenheiten ordnen . . . wie viel bleibt Ihnen Klingendes?"

„Sechzehn Sous, dann habe ich noch dieses Bündel, welches drei Hemden, zwei Sacktücher und eine Arbeitsjacke enthält."

„Ist das Alles?"

„Alles."

„Sind Ihre Hemden und Ihre Sacktücher etwas werth, so will ich sie gegen ein gutes Paar Stiefeln und eine noch tragbare griechische Mütze vertauschen, dadurch haben Sie eine Kopfbedeckung und eine Fußbekleidung; Ihre Hose kann gehen; Sie ziehen Ihre Jacke unter dem Wamms an, und frieren dann weniger. Somit sind Sie also gekleidet . . . Wenn Sie Ihren Unterhalt auf den Häfen oder vor der Thüre der Schauspielhäuser gewinnen wollen . . . wahrhaftig, so tüchtig Sie auch sein mögen, ehe vierzehn Tage vergehen, sind Sie in einen Spitzbuben verwandelt . . . ohne Sie zu beleidigen . . . und das ist noch der gute Fall; der schlechte ist der, daß Sie einen Tag oder zwei nicht einen Sou zu gewinnen im Stande sind, und so kommt es, daß am dritten . . . der Hunger Sie peinigt. Das ist es nicht, was Sie brauchen. Was Sie brauchen, will ich Ihnen sagen . . . hören Sie mich wohl: Gehen Sie nach Paris hinab, bleiben Sie vor dem ersten schönen Laden stehen, den Sie finden, heben Sie eine Austernschale auf und werfen Sie eine Scheibe ein . . . Warten Sie doch, es ist sehr ernster Natur, was ich

Ihnen da sage... Wollen Sie lieber dem ersten dem besten Stadtsergenten, dem Sie begegnen, einen Fußtritt auf den Bauch geben . . . das geht auch . . . Alles dieß ist nicht entehrend, das müssen Sie zugestehen? . . . aber vernehmen Sie das Gute der Sache: man packt Sie, man führt Sie auf den Wachtposten, und Sie haben wenigstens für zwei bis drei Monate ein schönes, wohlgeheiztes Gefängniß, mit gutem Lager und guter Nahrung . . . So kommen Sie durch, bis zum Ende des Winters, und in der schönen Jahreszeit . . . Sie werden es sehen . . . fangen die Geschäfte der Zimmerleute wieder an, und Sie erhalten Arbeit. Und dann ist der Sommer nicht so hart; kurz Sie werden sich nach Allem wiederfinden, wie Sie heute sind, und haben drei bis vier Mouate gelebt. Ei! wissen Sie denn auch, daß das etwas ist, mein Junge? Ich spreche mit Ihnen, wie ich mit meinem Sohne sprechen würde . . . Sie glauben vielleicht, ich treibe Scherz, aber nach einem Leben von acht Tagen in Paris werden Sie einsehen, daß ich Recht hatte, und bedauern, daß Sie nicht auf mich gehört."

„Es kann etwas Wahres an dem sein, was Sie mir sagen, mein Herr, obgleich es traurig ist, dieß denken zu müssen . . . ich will jedoch einen Versuch machen, mir Arbeit zu verschaffen, denn das Gefängniß verursacht mir einen Abscheu. Ich nehme Ihr Anerbieten in Beziehung auf die Kleider an, da ich nicht mit bloßem Kopf und nackten Beinen von hier weggehen kann . . . Wollen Sie mir nun Schreibzeug geben?"

„Hier sehen Sie meinen Tisch, mein Register und ein Blatt Papier, mit dem ich Ihnen ein Geschenk mache. Mittlerweile will ich Ihr Bündel untersuchen und, wenn es mir zusagt, die Stiefeln und die Mütze holen."

Ich schrieb an Claude Gérard, theilte ihm in wenigen Worten meine traurige Lage mit, und bat ihn, mir umgehend nach Paris poste restante zu antwor-

ten. Ich fühlte ein wenig Trost in diesem raschen Ergusse von so viel Kummer, von so vielen Widerwärtigkeiten. Als ich meinen Brief versiegelt hatte, trat der Wirth mit einem Paar ziemlich guter Stiefeln und einer ehemals rothen Mütze ein; ich schlüpfte in meine Jacke, zog den Kittel darüber an, steckte mein Portefeuille mit den paar Sous, die mir blieben, in meine Tasche und verließ den Wirth, der mir noch sagte:

„Glauben Sie mir, mein Junge, schlagen Sie den ersten Stadtsergenten nieder, oder stoßen Sie die erste Scheibe eines Ladens ein, den sie erblicken, und Sie werden für den Winter beherbergt.“

Ich verließ diesen seltsamen Mentor, den Tod im Herzen; einer letzten, unbestimmten Hoffnung nachgebend, wollte ich noch einmal nach dem Impasse du Renard gehen; vielleicht würde ich glücklicher sein, als am vorhergehenden Tage, und Bamboche finden.

Ich fragte nach dem Wege, und es wurde mir leicht, den Impasse wiederzufinden; kaum hatte ich das kleine Feld erreicht, das diese Gasse ohne Ausgang von den Häusern der Vorstadt trennte, als ich eine große Versammlung von Menschen erblickte und etwas entfernter über den Köpfen der Menge die Bayonette von Soldaten glänzen sah; ich trat näher hinzu und erkundigte mich.

„Es ist ein Nest von Schmugglern, das man in Nr. 1. des Impasse (das Haus von Bamboche) entdeckt hat, doch die Polizei ist zu spät gekommen,“ antwortete man mir; „man hat Waaren und andere verdächtige Gegenstände gefunden, aber die Schmuggler hatten sich aus dem Staube gemacht; sie sollen gestern Wind von der Sache bekommen haben und sind zu dieser Stunde wohl schon fern.“

Ich erklärte mir die Erscheinung des Cul-de-jatte am vorhergehenden Tage in der Schenke zu den Drei Fässern, sowie die unruhige Miene dieses Menschen:

er kam ohne Zweifel, um Bamboche vor der Rückkehr nach dem Impasse du Renard zu warnen.

Bei dieser gefährlichen Angelegenheit betheiligt, mußte Bamboche Paris sogleich verlassen oder sich hier verborgen haben. Jede Hoffnung, ihn zu treffen, war für mich verloren.

Ich fügte mich und nahm meine Lage in ihrem ganzen Umfang an.

Dies war der erste Tag, dies die erste Nacht, die ich in Paris zubrachte.

Ende der zweiten Abtheilung der Denkwürdigkeiten von Martin.

er kam ohne Zweifel, um Napoleon ... Nachricht
nach ... zu machen.

Der ... erfolglosen ... Verbrechen ... Napoleons Paris zugleich verlassen oder sich ... verborgen haben. Jede Hoffnung, ihn zu treffen, war für mich verloren.

Ich trollte mich auf und nahm meine Lage in ihrem ganzen Umfang an.

Dies war der erste Tag, den ... Stadt, die ich in Paris zubrachte.

Ende der zweiten Abtheilung der Denkwürdigkeiten
von Constant.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Martin, der Findling oder Denkwürdigkeiten eines Kammerdieners

Bd.: 10/12

Stuttgart (1846)

L.eleg.g. 16 t-1,13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572937-4